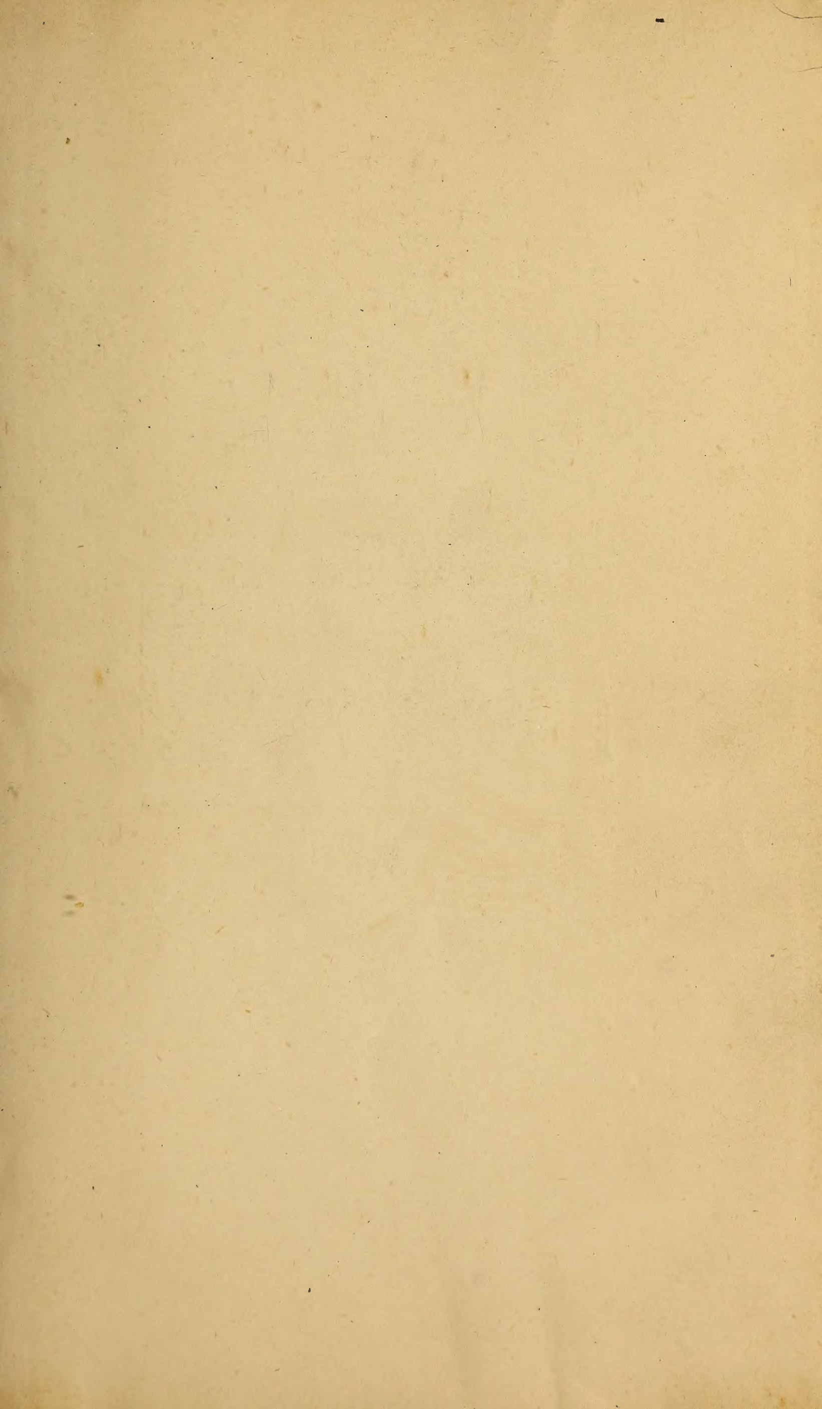
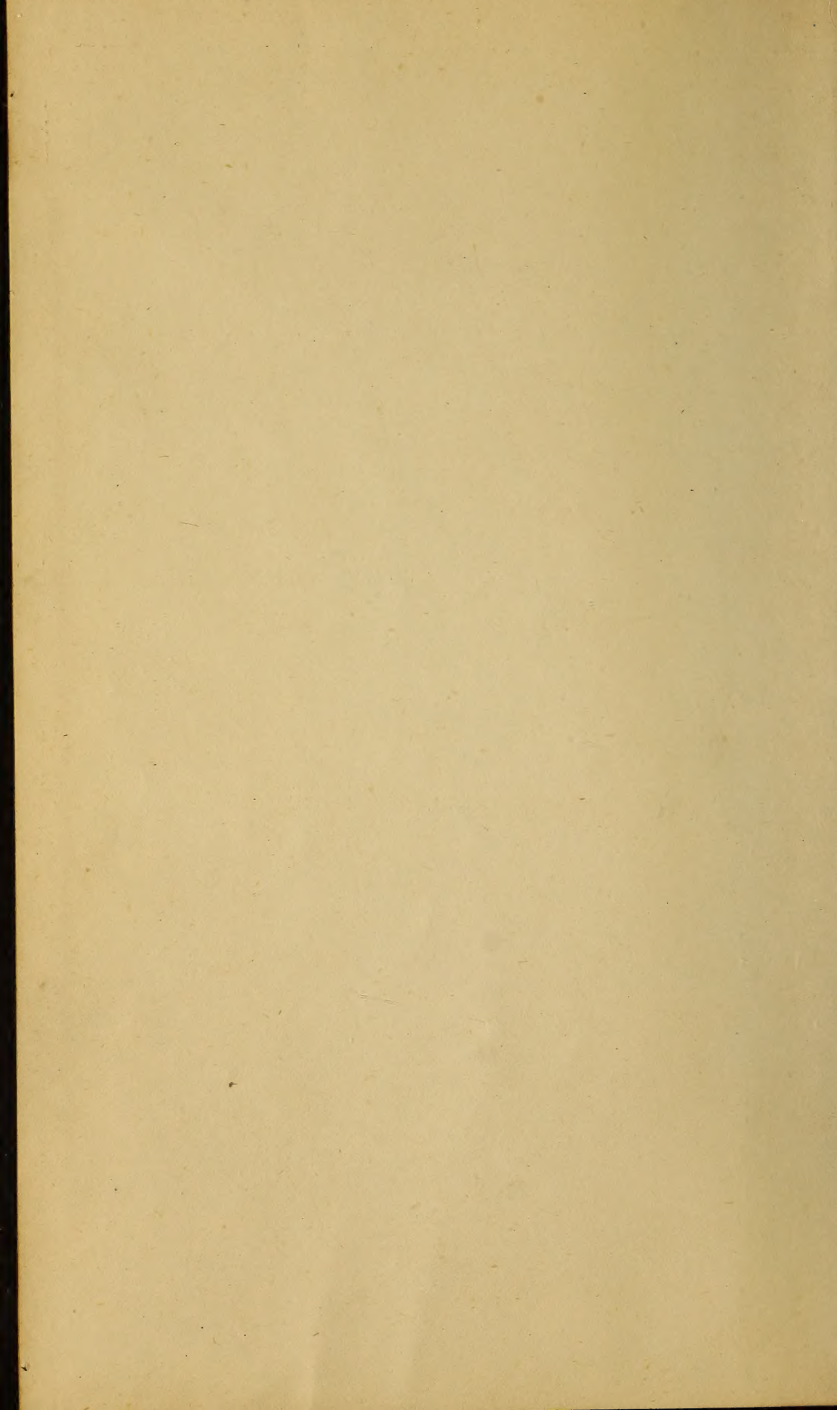
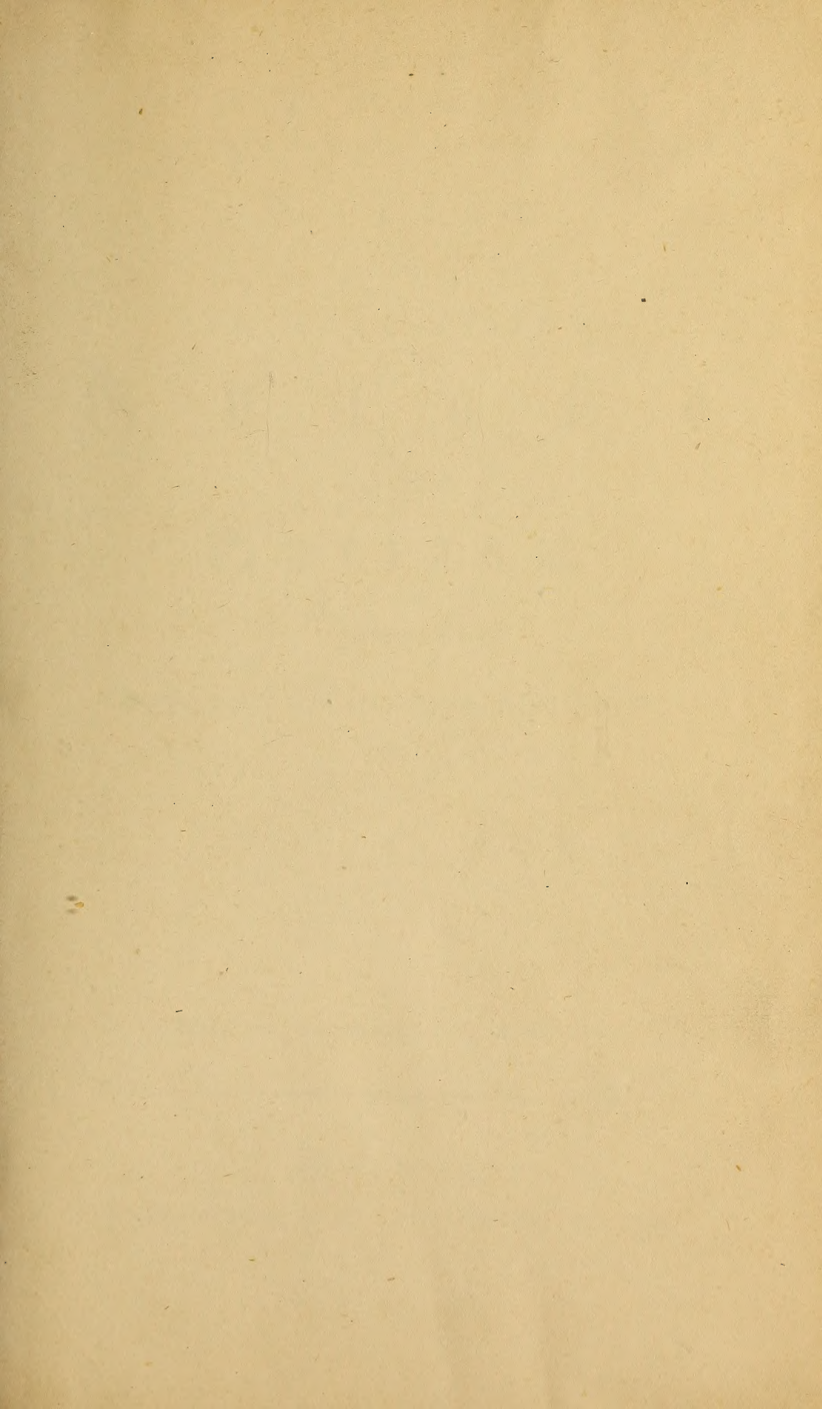
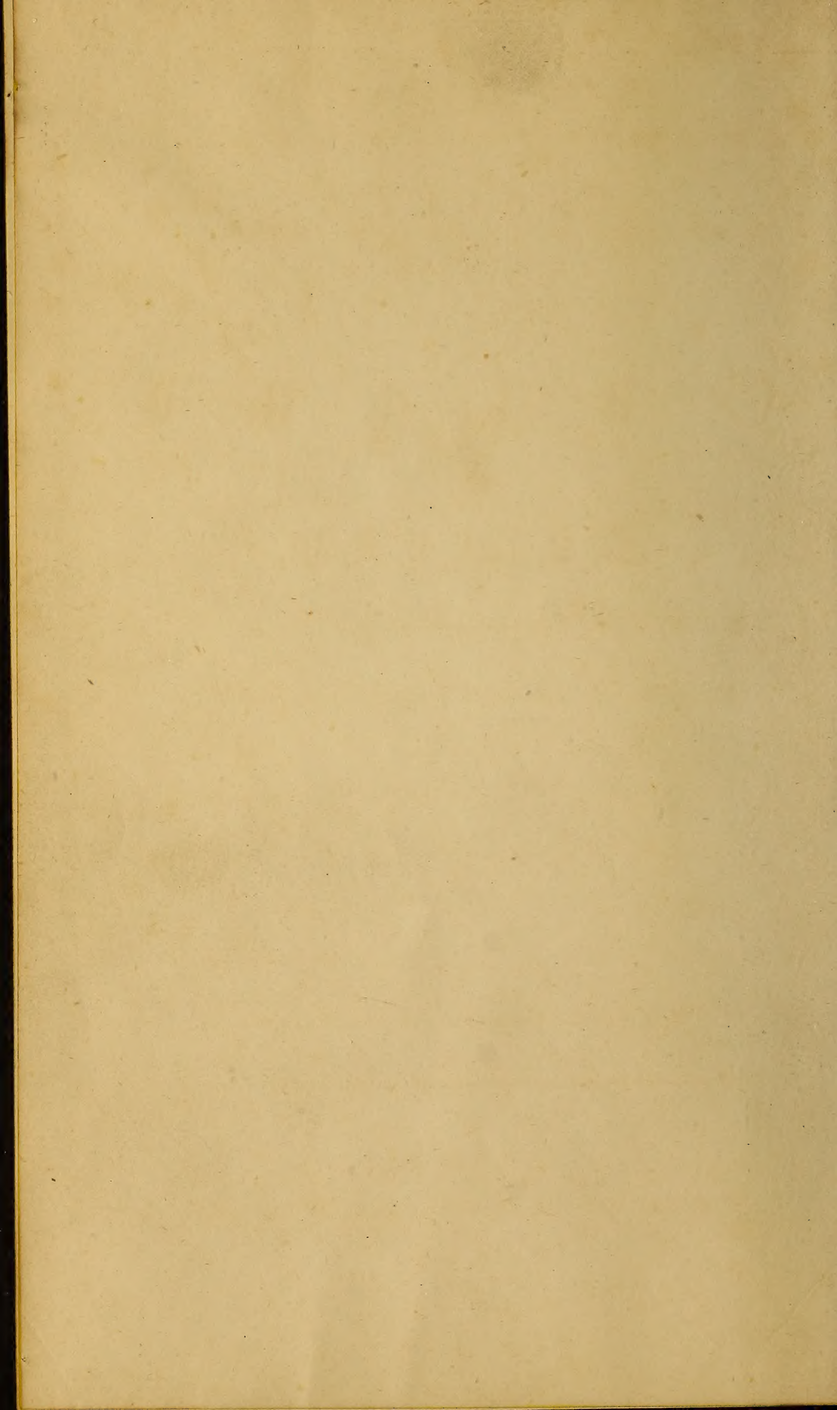










V. P. Malouet's

Franz. Seewesens-Administrator's

Reisen

nach

dem Französischen

Guiana

und nach

Surinam.

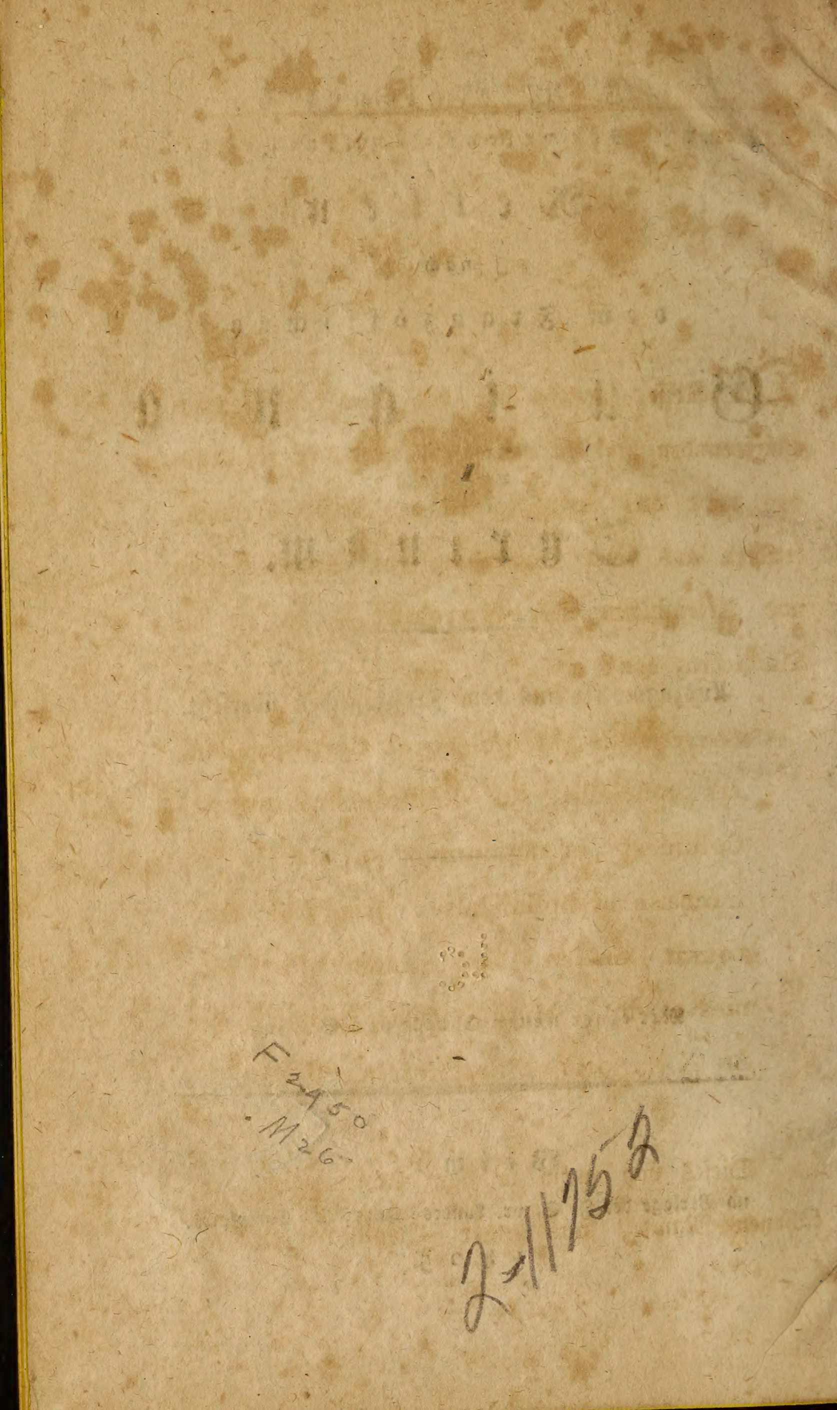
Auszugsweise aus dem Französischen übersetzt.

Mit einer neuen Charte von Guiana.

Weimar,

im Verlage des F. S. pr. Landes-Industrie-Comptoirs.

1805.



Vorrede.

Die Reise, welche hier den Teutschen Geographiefreunden übersetzt mitgetheilt wird, ist ein Auszug nicht aus einer eigentlichen Reisebeschreibung, sondern aus einer Sammlung von Staatsschriften und Aktenstücken über Guiana — es ist die Quintessenz von:

Collection de Mémoires et Correspondances officielles sur l'Administration des Colonies, et notamment sur la Guiane française et hollandaise, par V. P. Malouet, ancien Administrateur des Colonies et de la Marine. Paris, b. Baudouin, An X. (1802.) Vier Großoktavbände.

Dieses von einem so ganz sachkundigen, erfahrnen Manne, aus lauter Aktenstücken und ar-

chiwalischen Nachrichten herausgegebene Werk enthält ohne Widerspruch die schätzbarsten Nachrichten von dem Französischen Guiana, von Surinam und von St. Domingo, und kompetente Richter *) haben geurtheilt, daß ein Auszug aus diesem Werke mit Weglassung des Fremdartigen, des Details der Aktenstücke und der Korrespondenz, der jedoch die Quintessenz all' dieser Stücke zugleich nebst den eigentlichen Reisebemerkungen des Verfassers enthielte, ein dem Geographiefreunde willkommenes Geschenk seyn müßte, der weder Lust noch Zeit hat, sich durch vier dicke Bände von Original-Aktenstücken und Briefen durchzuarbeiten, um die darin versteckten geographischen und statistischen Perlen mühsam herauszuklauben.

Dies veranlaßte den Herausgeber, den gegenwärtigen Auszug zu veranstalten, dessen Ausarbei-

*) Man sehe z. B. die Göttinger gel. Anzeigen und andere Literaturblätter.

tung nach einem vorher bestimmten festen Plane der Herr Pastor Netto zu Oberweimar übernommen und gewiß glücklich ausgeführt hat; so daß die Geographiefreunde in diesen wenigen Bogen Alles beisammenfinden, was das Bändereiche Originalwerk von Nachrichten über das Französische Guiana und über Surinam enthält. Die Schilderung des Verfassers von St. Domingo wird besonders geliefert.

Daß die Nachrichten, welche der einsichtsvolle und scharfblickende Malouet über das Französische und Holländische Guiana geliefert hat, von ausgezeichnetem Werthe sind, dies kann kein Kenner in Abrede seyn; denn Er war ganz in der Lage, in den günstigsten Umständen zur Beobachtung und Erforschung aller Gegenstände, die sich ihm darstellten, und dieses ist es, was den Werth seiner Angaben erhöht und erhält, ob sie gleich nicht mehr ganz neu sind.

Wer Lust und Muße dazu hat, der vergleiche

die hier gelieferten Schilderungen mit denen von Labat, Bajon, Barrère, Fermin, Spörl, Hartsink, Stedmann u. s. w. Der Zweck dieses Auszuges wäre verfehlt worden, wenn dies hier geschehen wäre.

Das Original hat zwar einige Chärtchen und Plane, die nicht zu verwerfen sind; aber das Generalchärtchen von Guiana ist theils zu alt, theils zu unvollständig. Diesem Auszuge ist dagegen eine reducirte Kopie der neuesten und besten Französischen Originalcharte von Guiana beigelegt, die hoffentlich unseren Lesern nicht unwillkommen seyn wird.

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

I. Abschnitt.

Reise nach Guiana. Seite

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Seite

II. Abschnitt.

Reise nach Surinam.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Seite

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

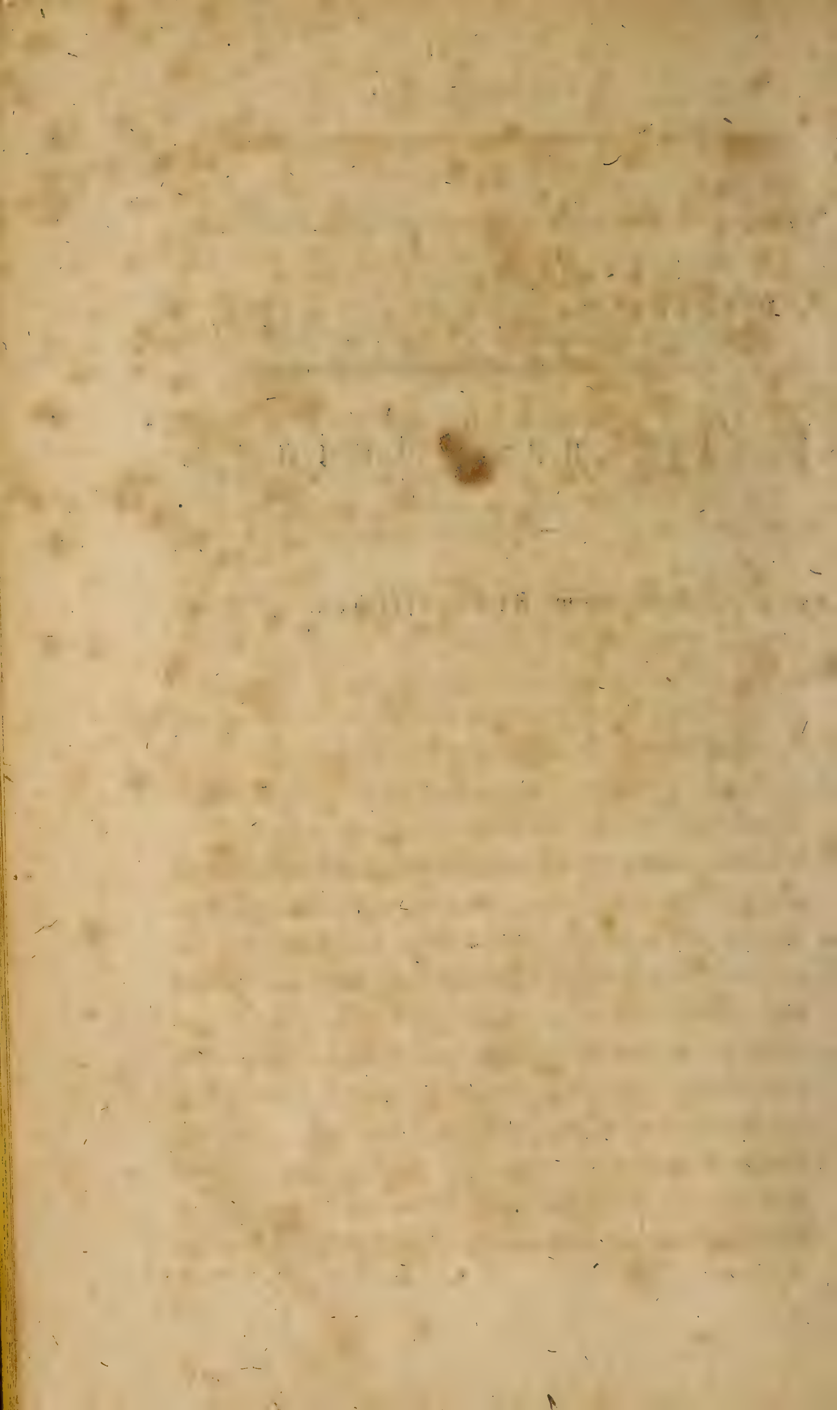
Neuntes Kapitel.

Victor Pierre Malouet's,

Administrators der Kolonien und des Seewesens

Reise nach Guiana.

Aus dem Französischen.



I. Abschnitt.

Reise nach Guiana.

Erstes Kapitel.

Nördliche und südliche Gränze von Guiana. — Frankreichs Recht an dem Striche Land zwischen dem Amazonen- und Oronoko-Fluß. — Mehrere Versuche eine Kolonie auf Guiana zu gründen.

Guiana ist ein Land, wo bis jetzt alle unsere Unternehmungen scheiterten, und die natürliche Folge davon war, daß auf der einen Seite die Französische Regierung gegen den Besitz desselben gleichgültig wurde, auf der andern Seite aber unsere Nachbarn die Portugiesen und Holländer zu unserm Nachtheile ihre Gränzen immer mehr erweiterten. So lange freilich die Anzahl der Kolonisten und Arbeiter gering, und die zu bearbeitende Strecke Landes ungeheuer ist, kann es gleichgültig seyn, ob die Gränzen hier oder dort sind; allein die Zukunft kann leicht die Umstände ändern, und es wäre nicht unmöglich,

daß es einmal in Guiana gienge wie in St. Domingo. Hier hatten sich die Franzosen zuerst an der Küste niedergelassen, und das Land bearbeitet, ohne sich darum zu bekümmern, ob ihnen die von Philipp V. zugestandne Gränze gesichert sey oder nicht, da sie für den Augenblick den ganzen Strich Landes nicht benutzen konnten. So wie sich aber ihre Anzahl vermehrte, und sie sich weiter ausbreiten mußten, um mehr Land urbar zu machen, waren schon die Spanier über die Gränze geschritten, hatten Pflanzungen angelegt, und es war nun zu spät, sie wieder zurück zu drängen.

Der nämliche Fall ist auch bei Guiana; und wenn nicht bald die Gränzen zwischen unsern und den Holländischen und Portugiesischen Kolonien genau bestimmt werden, so möchte wohl auch eine Zeit kommen, wo wir unsere Nachlässigkeit bereuen. Es ist bekannt, daß die Portugiesen ihre angeblichen Gränzen schon fünfzig Meilen über das Nordkap erweitert haben. Hier haben sie Posten und Missionen angelegt, um die auf unserm Gebiete sich befindenden Indianer an sich zu ziehen; sie haben uns die Schiffahrt auf dem Rio-Negro versperrt und den Theil an der Küste entrissen, der durch den Seekuhfang für uns so wichtig werden kann. Auf der andern Seite scheinen die Holländer die Absicht zu haben, uns im Innern des Landes bis an die Ufer des Kamopi einzuschließen, — und bis jetzt hat man diese und jene Beeinträchtigungen gelassen ertragen. Allein es ist durchaus nothwendig, die Gränzlinie genau zu bestimmen, und sich auf den Utrechter Frieden zu berufen, nach welchem

Portugal an der Bai von Vincent Pinson einen Posten anlegte, und von da eine gerade Linie von Ost nach West zur Gränze bestimmte. Hiernach befinden sich also schon mehrere Posten und Missionen auf unserm Gebiete, und es würde sehr wichtig seyn, die hier sich niedergelassenen Indianer zurück zu behalten, wenn die Gränzen bestimmt sind. Dadurch würde denn auch ein bequemer Weg zum Viehhandel mit Para gebahnt und die Schiffahrt auf dem Amazonenflusse durch den Rio-Negro geöffnet.

Um aber bei diesen Berichtigungen sicher zu gehen, ist es nothwendig, Frankreichs Rechte an Guiana deutlich aus einander zu setzen.

Seit länger als hundert Jahren haben die Franzosen angefangen mit den Indianern von Guiana, oder den Ländern zwischen dem Amazonen- und Oronokoflusse, Handel zu treiben. Der Engländer Laurent Keymis sagt, als er 1596 in diesem Lande gewesen sey, habe er von den Wilden erfahren, daß die Franzosen hier gewöhnlich eine Art von Brasilienholz ladeten. Jean Moquet machte mit dem Kapitain Ravardiere im Jahr 1604 eine Reise, und in seinen Nachrichten erzählt er, auf welche Art er mit den Wilden am Flusse Yapoco, der vier und einen halben Grad von der Linie liege, so wie mit den Wilden der Insel Cayenne gehandelt habe. Er sagt auch, daß der Kapitain Ravardiere schon eine andere Reise gemacht habe, daß seit dieser Zeit die Franzosen fortführen, dort Handel zu treiben, und daß sie bald auch anfangen würden, sich niederzulassen.

Im Jahr 1626 schickten einige Kaufleute von Rouen unter dem Kommando eines gewissen Chantail und seines Lieutenants Chambaut eine Kolonie von sechs und zwanzig Menschen hin, welche sich an den Ufern des Sinnamary niederließen, ein Fluß der unter fünf und einem halben Grade der Breite ins Meer fließt.

Im Jahre 1628 führte der Kapitain Hautepine eine neue Kolonie von 14 Menschen an den Fluß Kananama nahe bei dem Sinnamary, und ließ einen gewissen Lafleur mit einer bewaffneten Barke als Kommandant zurück. Der Kapitain Legrand führte im Jahre 1630 fünfzig Menschen dahin, und im Jahre 1633 der Kapitain Gregoire sechs und sechzig Menschen.

In eben dem J. 1633 schlossen mehrere Kaufleute in der Normandie eine Gesellschaft, und erhielten vom König Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu, Oberaufseher der Französischen Schiffahrt, Freiheitsbriefe, Handel und Schiffahrt ausschließend nach diesem Lande zu treiben, das noch kein christlicher Fürst in Besitz genommen hätte, und dessen Gränzen in jenen Briefen durch die linke oder nördliche Seite des Amazonenflusses bestimmt waren.

Der nämliche Kardinal Richelieu bestätigte und vermehrte im Monat Dezember 1638 die Privilegien der Gesellschaft vom Kap Nord, und in den darüber ausgefertigten Dokumenten wird ausdrücklich gesagt, daß die Mitglieder dieser Gesellschaft, die am Ausflusse des Ca-

yenneflusses angefangenen Kolonien, am Maroniflusse gegen das Kap Nord fortsetzen, und sich in allen den Gegenden niederlassen würden, die zwischen dem Oronoko- und Amazonenflusse, beide Flüsse mit eingeschlossen, noch kein christlicher Fürst in Besitz genommen habe.

Im J. 1643 entstand eine neue Gesellschaft, die nicht nur weit ansehnlicher war, als die vorigen, sondern an der auch viel angesehene Männer Theil nahmen. Nachdem diese von dem König die nöthigen Dokumente und Privilegien erhalten hatte, schickte sie den Herrn Poncet de Bretigni als Gouverneur mit dreihundert Menschen dahin, um sich anzubauen.

Die Gesellschaft gerieth bald in Verfall, und Herr de Royville unternahm es daher im Jahr 1651 ihr in Verbindung mit dem Abbe de L'isle — Marivault und dem Abbe de la Boulaye wieder empor zu helfen. Der König bestätigte ihnen von neuem alle jene Länder, und man schickte nun auf zwei großen Schiffen beinahe fünfhundert Menschen hin. Den 28. Julius 1652 warfen sie bei der Insel Madera die Anker, und obgleich der Gouverneur den Zweck ihrer Reise sehr gut kannte, so erwies er ihnen doch alle möglichen Gefälligkeiten.

Im Jahr 1664 errichtete der König eine Westindische Gesellschaft, und verwilligte ihr alle Inseln und Länder des südlichen Amerikas, die von Franzosen bewohnt wurden. Diese Gesellschaft ließ von dem Herrn de la

Barre Cayenne und die angränzenden Länder in Besitz nehmen, und dessen Bruder der Chevalier de Lepy blieb als Gouverneur dort. Seit dieser Zeit sind die Franzosen immer im ruhigen Besitz geblieben, nur wurde 1667 die Insel Cayenne von den Engländern geplündert und im letzten Kriege von den Holländern weggenommen. Im folgenden Jahre eroberte sie der Marschall d'Estrées wieder, und der Nimweger Frieden sicherte Frankreich den ruhigen Besitz derselben.

Durch diese lange Reihe von Jahren sind also die Franzosen immer die wahren, rechtmäßigen Besitzer gewesen. Mit den benachbarten Indianischen Völkerschaften haben sie Handel getrieben, auf ihrem Gebiete gejagt, an allen Küsten, und selbst im Ausflusse des Amazonenflusses Fischerei getrieben. Oft hatten sie mit den Indianern Krieg und machten wieder Frieden mit ihnen, und seit 25 Jahren leben sie mit ihnen in dem besten Verhältnisse. Sie haben diese Kolonie gegen Engländer und Holländer vertheidigt, die die einzigen waren, welche sie beunruhigten, sie haben frei und ungehindert alle Gegenden bereist, und die Französischen Jesuiten Grillet und Bechamel drangen im J. 1664 über hundert Lieues tief in die Länder, welche Cayenne südlich liegen, und lernten die Nuragues und Mercius so wie die Akokas, welche dem Kap Nord westlich wohnen, kennen, Gegenden und Völker, die nie ein Portugiese betreten oder gesehen hatte.

Ueberhaupt haben auch die Portugiesen nie gegen

unsern rechtmäßigen Besitz Einwendungen gemacht, und wenn sie sich erkühnen ihn jetzt zu stören, so ist dies offenbarer Friedensbruch. Wollten sie sich auf die Theilung des Pabstes Alexander VI. zwischen den Portugiesen und Kastillanern berufen, so ist diese Theilung schon durch den Traktat von Tordesillas zwischen dem König Johann II. und Ferdinand und Isabelle verändert, und die Gränzlinie um zweihundert und siebzig Lieues nach Westen verrückt. Und wäre dies auch nicht, so wissen diese beiden Mächte recht gut, daß der heilige Vater in Frankreich das nicht ist, was er bei ihnen gilt.

Zwar haben die Portugiesen an dem nördlichen Ufer des Amazonenflusses zwei Plätze, nämlich Corrupa und Destierro, allein diese haben sie weit später angelegt, als die Franzosen sich in Guiana niedergelassen haben. Denn vom Kap Augustin giengen jene nach und nach immer weiter nach dem Amazonenflusse zu, nahmen 1615 den Maranjon und einige Jahre hernach den Para in Besitz.

Eben so wenig können sie fordern, daß die beiden Plätze Corrupa und Destierro, den ganzen Amazonenfluß, der zwölfhundert Lieues lang ist, decken sollen; denn der erste liegt hundert Lieues, und der andere hundert und zwanzig Lieues vom Kap Nord entfernt, dem wir auf diese Art weit näher wohnen, als die Portugiesen.

Indessen war dies Land lange von Frankreich vernachlässigt worden, und vergebens suchte man hier Hülfe,

Aufklärung und Kenntnisse, statt dessen immer Administratoren auf einander folgten, denen es an Kopf und an Mitteln fehlte, die Kolonie zu heben. Erst nach dem Frieden von 1763, glaubte der Herzog von Choiseul den Verlust von Kanada durch eine große Niederlassung in Guiana zu ersetzen. Es war ein unsinniger Plan, Moräste in der heißen Zone durch Elsasser und Lothringer Bauern urbar machen zu wollen, und jetzt scheint es fast ein Mährchen, daß ein Mann von so vielem Kopf einen solchen Plan fassen konnte, der schlechterdings scheitern mußte. Denn die dahin geschickten Menschen mußten unter der Arbeit in einem ungewohnten, heißen Klima unterliegen, um so mehr, da man auch in der Ausführung der einzelnen Theile des Plans aus Unerfahrenheit und Unvorsichtigkeit tausend Fehler begieng.

Da ich gerade damals bei der Verwaltung des Seewesens angestellt war, so hatte ich das Geschäft zu besorgen, alles was zu dieser Expedition bestimmt war, Menschen sowohl als Vorräthe zu mustern, und wenn ich gleich mit den Verhältnissen ganz unbekannt war, so fiel mir es doch schwer auf die Seele, eine Menge unsinniger Menschen zu sehen, die einem reißenden Glücke entgegen zu eilen glaubten, und zu ihrem Untergange rannten. Nicht bloß Landleute waren es, denen die Feldarbeit geläufig war, sondern auch Kapitalisten, junge Leute von guter Erziehung, ganze Künstler-Familen, Edelleute und eine Menge Civil- und Kriegsbedienten befanden sich darunter, an die sich endlich eine Truppe Komödianten und Musiker schloß, um die neue Kolonie zu amü-

siren. Ich war damals noch jung, allein ich dachte an nichts weniger, als daß ich einst die Gräber dieser Unglücklichen besuchen würde, noch weniger ließ ich mir träumen, daß ich einmal gegen ähnliche Thorheiten meine Stimme erheben sollte, da diese Expedition dem Staate vierzehntausend Menschen und dreißig Millionen Livres gekostet hatte, und also auffallend genug war, um dergleichen Ungereimtheiten in Zukunft zu verhüten.

Doch kaum waren drei Jahre seit der Errichtung der Kolonie am Kuru verflossen, als schon wieder ein neuer Plan zum Vorschein kam, in einem andern Theile von Guiana am Flusse Apruage eine Niederlassung zu veranstalten. An der Spize dieser neuen Gesellschaft war selbst der Minister des Seewesens, der Herzog von Praslin und M. Dûbücq, beides helle Köpfe, unter deren Befehlen die Verwaltung der Kolonien stand. Der Plan war nicht so verwerflich als der erste, da er aber ebenfalls nur auf Hypothesen gegründet war, so hatte er das nämliche Schicksal; die Regierung verlor ihre Vorschüsse, und die Gesellschaft achtmal hunderttausend Franken.

Auch dieser zweite Stoß war in wenig Jahren wieder vergessen, und innerhalb zwölf Jahren wurde im J. 1776 Cayenne zum drittenmal ein zweites Peru. Ein gewisser Baron von Besner hatte die Absicht, Gouverneur von Guiana zu werden, zu welcher Stelle er auch nach meiner Verwaltung gelangte; und durch seine täuschenden Vorspiegelungen war er so glücklich alle Köpfe in Feuer zu setzen. Da er mit Gelehrten, Finanziers

und Hofleuten in Verbindung stand, so theilte er diesen seine Aufsätze mit, bequemte sich aber sehr gewandt in jedem Aufsatze nach dem Geschmacke und den Lieblingsideen jedes Einzelnen und verwickelte auf diese Art alle in seinen Plan. Gewöhnlich bestand der größte Theil seiner Aufsätze aus Deklamationen über begangene Fehler, über schlechte Erfolge und deren Ursache, und über die Leichtigkeit alles das zu vermeiden, was nachtheilig seyn könnte. Dem Herrn von Büffon und andern Naturforschern, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, brachte er Aufsätze voll der anziehendsten Schilderungen über die Naturgeschichte und Mineralogie von Guiana, Hofleute aber und Finanziers fesselte er durch die glänzendsten Aussichten auf die reichsten Einkünfte, die man sich durch äußerst geringe Vorschüsse erwerben könnte. Er hatte bei seinem Aufenthalte in Cayenne Flüsse und Wälder untersucht, und überall Vanille, Sassafras, Sassaparille, einheimische Gewürze und Stücken kostbarer Steine gefunden. Nichts fehlte dem vortrefflichen Boden als Menschenhände zum Einsammeln der Reichthümer, und diese Menschenhände sollten nicht Französische Bauern darreichen, die man, wie er sich ausdrückte, mit ungereimter Grausamkeit aufgeopfert hätte, sondern die Eingebornen des Landes. Mit leichter Mühe könnte man die Indianer an sich knüpfen, und mit geringen Kosten sie zur Arbeit brauchen, zwanzigtausend Neger, die von Surinam geflüchtet wären, suchten auf unserem Gebiete einen Zufluchtsort, und es habe gar keine Schwierigkeit in Rücksicht Hollands, diese in Guiana zu behalten.

Alle diese Erzählungen hatten das Gepräge unbezweifelter Thatsachen, waren in einem vortrefflichen Stile geschrieben, und machten dadurch so starken Eindruck, daß des Königs Bruder glaubte, er könnte seine Einkünfte nicht besser erhöhen, als wenn er an dieser Spekulation Theil nähme; und zwei Männer von Kopf, der Generalpachter M. Paultz, und des Herzogs von Orleans Kanzler M. de Belleisle bildeten eine dritte Gesellschaft von Guiana, deren Fonds aus drei Millionen Livres bestehen sollten, wenn die Regierung ihnen die Freiheiten und Privilegien verwilligte, um die sie schon angehalten hatten.

Ich war damals Generalkommissair bei dem Seewesen, und Mitglied der gesetzgebenden Comité der Kolonien; M. de Sartines trug mir daher auf, alle Projecte, die in Rücksicht Guianas gethan waren, genau zu untersuchen. Zwar kannte ich Cayenne noch gar nicht, allein ich hatte in St. Domingo gedient, war dort Eigenthümer, war mit dem Handel und den Pflanzungen der Kolonien genau bekannt, konnte die Kosten einer neuen Urbarmachung und den möglichen Ertrag des auf Amerikanische Ländereien gewandten Geldes berechnen, und so war ich ziemlich im Stande, das Ganze zu übersehen. Ich untersuchte genau alle Aufsätze, allein nirgends fand ich einen festen Grund, auf den man eine so wichtige Unternehmung hätte bauen können. Ich benutzte dabei alles, was sich zu Versailles über die Kolonie befand, und wurde dadurch nur desto fester überzeugt, daß der ganze Plan scheitern müßte. Durch meine Vor=

stellungen war ich wirklich so glücklich, des Königs Bruder von dem Unternehmen abzurathen, desto beharrlicher blieb aber Paultz bei seinem Vorsatze. Zwar schien er bei meinen Auseinandersetzungen zu wanken, allein Besner die Seele des Cayennischen Enthusiasmus hatte einen neuen Aufsatz verfertigt, und dieser machte so viel Eindruck, daß ich schlechterdings alles an Ort und Stelle hätte untersuchen müssen, um ihn zu widerlegen.

Das Projekt selbst erhielt durch die ernsthaften Untersuchungen wirklich noch mehr Gewicht, alles hatte seine Augen darauf geheftet, und erwartete die letzte Entscheidung. Dem Herrn de Maurepas machte das pro und contra Vergnügen; M. de Sartines hingegen, der die Sache mit reiferm Urtheil beleuchtete, zweifelte mit mir, und öffnete meinen Widersprüchen ein weites Feld. Der Baron endlich suchte weiter nichts als seine Anhänger zu vermehren und festzuhalten, er schrieb und predigte, und brachte endlich einen Plan zu Stande, dem alle ihre Stimmen gaben. Er nahm nämlich die Niederlassungen der Jesuiten in Paraguay zum Muster, und nach diesem Modell entwarf er einen vortrefflichen Roman. Jene hatten zweimal hunderttausend Indianer dahin gebracht, daß sie in Dörfern wohnten, sie hatten Pflanzer und Künstler aus ihnen gebildet, — sollte das nicht auch in Guiana möglich seyn? — Niemand konnte es ihm widerlegen, daß hunderttausend Indianer dort wären, die man so gut bilden könnte, als die in Paraguay, und es kam nur darauf an, das Geschäft auf Jesuitische Manier zu betreiben. Zweihundert Geistliche

von diesem Orden, der in Europa aufgehoben war, sollten daher nach Guiana gebracht werden, um hier ihr Erziehungsinstitut anzulegen. Zu dem Ende zählte Besner alle Völkerschaften an Fingern her, die er gesehen hatte, oder von denen er wußte, daß sie vom Amazonenflusse bis an den Oyapock wohnten, und man wird leicht einsehen, daß er wenigstens hunderttausend Indianer zusammenbrachte. Der Aufwand auf diese Unternehmung betrug gar nichts, oder wenigstens so viel wie nichts; denn nie hatte man gehört, daß Spanien oder Portugal für die Gesellschaft Jesu etwas aufgewendet hätte, um die Niederlassungen in Paraguay zu unterstützen. Bei diesem Plan befand sich auch eine Charte, worauf schon alle projektirten Niederlassungen standen, nämlich hundert und fünfzig Indianische Dörfer, nebst der Anzeige von Städten und Flecken; ferner alle Gebäude und Pflanzungen der Gesellschaft, und endlich vierzig Dörfer der freien Neger in dem nördlichen Theile von Guiana. Zugleich hatte der Verfasser dieser Charte an verschiedenen Punkten derselben ganz nachlässig Vanille, Kakao, Gewürzbäume hingezeichnet, als Zeichen, daß sie an den bezeichneten Stellen wild wachsen, auch hatte er genau die Gegenden angegeben, wo man Gold graben könnte. Diese Charte wirkte zu Versailles wie ein Wunder, alles gerieth in Entzücken über die herrlichen Aussichten, und es würde kein Hinderniß mehr der Ausführung des Projekts im Wege gestanden haben, wenn nicht M. de Sartines einen so glänzenden Plan zwar nicht gerade zu verwerfen, aber auch für den guten Erfolg nicht ganz verantwortlich hätte seyn wollen. Er bestimmte daher einen

Tag, wo er mit M. de Maurepas und mir das Ganze untersuchen wollte.

Ich fand gleich Anfangs, daß Sartines für den Baron Besner und seine Träumereien gestimmt war, doch zeigte er nicht den geringsten Starrsinn oder Mißlaune, als ich ihn versicherte, daß ich zu dem Ganzen nicht das geringste Zutrauen habe. Ich sagte ihm gerade zu, daß Guiana zwar wichtig werden könnte, daß aber alles was man bis jetzt in dieser Rücksicht unternommen habe, so wie das, was man jetzt wieder in Vorschlag bringe, zu verkehrt sey, als daß der Zweck dadurch erreicht werden könnte. Die Holländer unsere Nachbarn, haben zu Surinam eine reiche vortreffliche Kolonie angelegt, aber den Plan führten sie nicht durch schriftliche Aufsätze und Entwürfe zu Amsterdam aus, sondern verständige Männer entwarfen ihre Unternehmungen und Pläne zur Urbarmachung und Austrocknung des Landes an Ort und Stelle. Wissen wir gewiß, ob die hergezählten Indianer und Neger da sind, um aus ihnen Pflänzer und Hirten zu machen? — Will die Regierung auf Gerathewohl ihre Genehmigung und ihr Geld hinwerfen, und der Gesellschaft Paulz die Erlaubniß geben, sich unglücklich zu machen? — In der Kolonie selbst kann man über das Projekt entscheiden, nicht aber in Paris und Versailles. —

Diese Vorstellungen wirkten, und der König gab Befehl, das Projekt in Guiana zu untersuchen, und mir das Geschäft mit aller möglichen Vollmacht aufzutragen. So viel Schwierigkeiten auch mit diesem Geschäfte ver-

bunden waren, so war mir es doch um so angenehmer, weil ich hoffte, nützlich zu werden, und die folgenden Resultate mögen beweisen, ob meine Hoffnung gegründet war.

Zweites Kapitel.

Abreise des Verfassers. — Hungersnoth zu St. Jago. — Ankunft zu Cayenne. — Schilderung von Cayenne. — Festungswerke. — Gesundheit. — Erziehung. — Justiz. — Polizei. — Religion. — Militär. —

Im September 1777 schiffte ich mich zu Havre ein, ob ich gleich kränklich war, und es auch bis zu meiner Ankunft zu Cayenne blieb. Wir segelten die Inseln des Kap Verd vorbei, und warfen bei Bonavista und Sant Jago die Anker. Da ich noch immer das Fieber hatte, und nicht ans Land gehen konnte, so schrieb ich an die Gouverneurs beider Inseln, und alles was ich von ihnen erfuhr, bewies den elenden Zustand ihres Landes und den mörderischen Einfluß ausschließender Gesellschaften. Ländereien und Menschen zeigten das gräßlichste Schauspiel; denn eine fünfjährige Trockenheit, hatte alle Pflanzungen vernichtet und alles Vieh aufgerieben. Sechzehn tausend Menschen waren verhungert und zwar vor den Augen ihrer privilegirten Versorger, denen der König von Portugal den Befehl gegeben hatte, diesen Unglücklichen Le-

bensmittel zu verschaffen, die sie aus Mangel an Geld und Waaren nicht kaufen konnten. Noch dauert der ungeheure Mangel fort, man hat kein Mehl, und nicht einmal so viel Wein, um Messe zu lesen. Ich schenkte einigen, die mich besuchten, etwas Bisquit und Wein, und mit Rührung nahmen sie die Kleinigkeit an. Das Ganze empörte mich um so mehr, da ich dem Gouverneur für sein Hospital und seinen Stab Lebensmittel um den Französischen Preis anbot, und der Direktor der Gesellschaft sich hartnäckig dagegen setzte, weil man in Zeit von einem Monat ein Schiff erwartet, das ihm angehört. Traurig verließ ich dies unglückliche Land, wo mich nichts mehr schmerzte, als das Elend, welches schmutziger Geiz unter den Menschen stiftet, und alle hatten mit mir gleiche Gesinnungen, nur einer von den beiden Missionären, die ich mitgenommen hatte, mußte ich hier lassen. Dieser Mensch war ein gefährlicher Fanatiker, und nichts machte ihm glücklicher, als wenn ihm Neger und Weiße nach der Sitte des Landes die Hand küßten. Die Inquisition, die Rosenkränze und die bußfertige Miene dieser vor Hunger sterbenden Menschen, verrückte ihm ganz den Kopf und sein heißer Wunsch war, in diesem heiligen Lande zu bleiben. Ich willigte in sein Verlangen, weil ich befürchtete, sein verdorbener Kopf möchte uns in Guiana mehr schaden als nützen; allein den Abbe Moulin behielt ich, weil ich noch einen Mitesser mehr, für Sant Jago als eine Last betrachtete. Auch dieser ist ein heftiger Eiferer, den ich auf dem Schiffe immer zurückhalten mußte. Stets schalt er auf das Fluchen der Matrosen und wiederholte ewig die Regeln des heiligen Ludewigs,

die eine große Strafe darauf setzten; er seufzte, wenn er an die Inquisition dachte, die ihm ein unentbehrliches Mittel war, der verfallnen Religion wieder aufzuhelfen. Einen solchen Menschen kann man schlechterdings nicht zu einer entfernten Mission brauchen, und so werde ich ihn wohl zu Cayenne behalten müssen.

Am dreizehnten November stiegen wir nach einer Fahrt von sechzig Tagen bei Cayenne ans Land, und ob mein Weg gleich über eine fürchterliche Gegend gieng, so hatte Cayenne doch nichts erfreuliches für mich; der Eingang war schauerlich abschreckend. Die Stadt ist äußerst schlecht angelegt, und man geräth in Erstaunen, daß man sie befestigte, und in einen so kleinen Raum einschloß. Das Thor, zu welchem ich hinein gieng, hatte nicht mehr als sechs Fuß Höhe, und es war mir gerade zu Muthe, als wenn ich in ein Gefängniß gienge. Schon der erste Anblick ist daher für einen Fremden niederschlagend, und es muß ihm ganz unerklärbar seyn, wie eine kleine Anzahl Menschen, die einen so großen Strich Landes besitzen, sich freiwillig in einem Winkel einsperren, wo sie sich noch dazu durch unnütze Wälle den freien Luftzug rauben, der doch in einer brennendheißen Sumpfgegend so nothwendig ist. Eben so schlecht und traurig sehen die Wohnungen aus. Ich sage Wohnungen, denn nur die Häuser des Gouverneurs, des Intendanten und die Kasernen verdienen den Namen Häuser; alle andern sind elende Barraken von Holz mit Lehmen beworfen, an denen man ewig bessern muß. Und doch ist der Miethzins ungeheuer; denn man muß für ein

Haus fünfzehn hundert Franken Zins geben, und kaum ist das Ganze so viel werth, ob es vielleicht gleich dem Eigenthümer, wegen der Seltenheit der Arbeiter und Materialien zehn bis zwölf tausend Franken kostet. Eben so schlecht sind auch die Straßen; sie sind äußerst eng, ohne Pflaster, und zur Regenzeit gleicht jede einem Strome oder schlammigen Graben, so daß man schlechterdings nicht über den Weg gehen kann; auch leidet der Grund der Häuser, die sich dann setzen, und wenn sie nicht bald gebessert werden, einsinken.

Daß die Festungswerke Cayenne ganz und gar nichts nutzen, fällt beim ersten Anblicke jedem in die Augen, und daß die Wallgraben durch die Ausdünstung der Gesundheit nachtheilig sind, empfand ich nur zu sehr, da mein Arbeitszimmer gerade auf den Wall gieng. In den Jahren 1770 und 1771 hatte die Ausbesserung der Festungswerke 200,000 Franken gekostet, und jetzt bedurften sie wieder einer Ausbesserung, die eben so viel kostete. Ich that daher den Vorschlag die Festungswerke zu schleifen, und dadurch Cayenne für seine Bewohner gesünder zu machen, allein der Gouverneur setzte sich dagegen, weil er seine Batterien durchaus als unentbehrlich für das Wohl der Kolonie betrachtete.

Man hat von Cayenne viel, und ich möchte fast sagen, alles gelogen, besonders aber das einer gesunden Luft. Ich habe in dem Hospitale nie weniger als neunzig Kranke gehabt, ich selbst hatte vier Monate das Fieber, und alle die ich kannte, vom Oyapock bis an Sinna-

mary wurden in diesem Jahre von hitzigen, gefährlichen Fiebern überfallen. Besonders ist eine Krankheit gewöhnlich, die fürchterlich ist, nämlich der Aussatz oder Elephantiasis, die man als eine Folge des hitzigen, sumpfigten Klimas betrachten kann. Da diese Krankheit ansteckend ist, so ließ ich auf dem Inselchen la mere zwanzig Flecken zurechte machen, um Lebensmittel zu bauen, und fünfzehn Wohnungen für die Kranken bauen. Nur mit vieler Mühe brachte ich zwei und vierzig Neger und eine Weiße, die von dieser Krankheit befallen waren, dahin, nebst einer Wärterin zu ihrer Versorgung, und einen Sergeanten mit fünf Mann zur Wache, um alle Verbindung zu verhindern. Letztern gab ich eine besondere Wohnung.

So dringend aber auch das Klima die Einwohner zu einer richtigen Diät verpflichtet, um ihre Gesundheit zu erhalten, so wenig hält man davon, sondern alles überläßt sich dem unmäßgen Gebrauche des Tafias. Daher sieht man bei jedem Schritt Soldaten und Einwohner, freie Neger und Sklaven, betrunken; und selbst unter Vornehmen trinkt man Tafia mit Wein vermischt. Dies Uebel hat sich um so mehr ausgebreitet, da einige Aerzte, die selbst entweder Trunkenbolde oder Ingnoranten waren, behaupteten, ein Glas Tafia sey nothwendig, um die, durch die starke Ausdünstung verlornen Kräfte wieder zu ersetzen. Man ergiebt sich daher ganz dem Trunke, und wenn diese Unglücklichen auch Krankheiten und dem Todte entgehen, so verlieren sie doch alle Kraft und Besinnung und werden für die Gesellschaft unnütze Mitglieder.

Uebrigens sucht man umsonst in Cayenne Wohlstand und Reichthum, im Gegentheil spricht alles laut von der Armuth seiner Bewohner. Die Magistratspersonen sind arm, die Einwohner sind es noch mehr, und fast alle haben Schulden. Die Leichtigkeit, alles was sie brauchen, aus dem königlichen Magazin sich zu verschaffen, macht sie in ihren Arbeiten nachlässig; sie lassen sich das Nöthige geben, und haben dabei keine andere Mühe, als daß sie sich ins Schuldbuch einschreiben. So wird immer eine große Summe Geld auf Vorschüsse aller Art gewendet, ohne daß dadurch der Wohlstand der Kolonie nur im mindesten verbessert wird.

An Erziehung und Bildung war gar nicht zu denken; die wenigsten konnten lesen und schreiben, und es war äußerst schwer, sie durch Vorstellungen auf einen bessern Weg zu leiten, da sie nie an einen richtigen Ideengang gewöhnt wurden. Nach meiner Ueberzeugung ist eine Schule die erste und nothwendigste Anstalt, um zur Verbesserung einer Kolonie beizutragen, ich habe daher ein Haus dazu einrichten lassen, und Lehrer angestellt, welche die Jugend in der Religion, Geschichte, Physik, Grammatik, Schreiben, Geometrie, Mechanik und Hydraulik unterrichten. Sie bestand gleich Anfangs aus zwanzig Kindern und zwölf Pensionairs, von denen letztern jeder 500 Livres zu bezahlen hatte.

Aus dem bisher gesagten, wird man sich nun leicht eine Vorstellung machen können, wie es um Justiz, Polizei und Religion aussah, und vielleicht noch aussieht.

Weder Richter noch Advokaten sind Rechtsgelehrte, und doch hat man bei dem Prozeßgange die gerichtliche Form beibehalten, welche in Frankreich gewöhnlich ist. Dadurch werden aber nicht nur die Prozesse verlängert, sondern auch die Sache selbst durch Halbgelehrte, ungeschickte Menschen so verwickelt, daß endlich nicht mehr heraus zu kommen ist, um so mehr, da die sogenannten Herrn Advokaten bei dem Plädiren sowohl als bei den schriftlichen Aufsätzen eine Menge Injurien gegen einander mit einmischen, daß Klagen auf Klagen, Prozesse auf Prozesse folgen. In einem wüsten oder schlecht bewohnten Lande sollten dergleichen Prozeduren durchaus nicht gelten, oder es müßten Richter und Advokaten aus Frankreich hieher kommen, um die Sachen regelmäßig zu führen. Am besten aber wäre es, die ganze Verfahrungsart abzuschaffen, und dagegen einen ganz einfachen Codex zu verfertigen, den jederman lesen und verstehen könnte. So lange dieser fehlt, muß in der Justiz alles schwankend seyn, und die Entscheidungen immer willkührlich bleiben, um so mehr da die Gerichtsstellen mit Personen ohne Kenntnisse besetzt sind. Denn die wenigsten Einwohner sind im Stande ihre Kinder nach Frankreich zu schicken, um sie erziehen zu lassen, und so macht die Verwaltung der Justiz ein eben so unförmliches Kollegium von Kreolen aus, als die Regierung in Aegypten von Bais, und in der kleinen Insel von Cayenne werden mehr Befehle gegeben, mehr plädirt und geschrieben als in Pekin zur Verwaltung des ganzen Sinesischen Reiches. Dadurch müssen nothwendig eine Menge Kosten auflaufen, das besonders bei kriminellen Untersuchungen der Fall ist,

weil hier der König die Kosten bezahlen muß. Vor einigen Monaten beliefen sich daher die Untersuchungskosten bei dem Mord eines Negers auf vier tausend Franken.

Daher kommt auch die ganz zweckwidrige Behandlung der Neger, Menschen, die als Sklaven gar kein Eigenthum haben, und die man doch nach den Gesetzen freier Menschen richtet. In Domingo waren dreimalhunderttausend Neger, von denen immer fünf bis sechstausend Flüchtlinge jährlich in Gefängnissen waren, aber nie habe ich so viele mit abgeschnittenen Ohren gesehen, als hier in Cayenne. Wenn in andern Kolonien ein Neger stiehlt, so bekömmt er Peitschenhiebe, und bestraft geht er wieder zu seinem Herrn an die Arbeit, der den Schaden ersetzen muß; hier hängt man ihn gleich, und der König bezahlt die Kosten. Sitzt einer wegen einem kleinen Vergehen im Gefängnisse, so trägt der König die Atzungskosten, und nach erhaltener Strafe wird er seinem Herrn wieder zugeschickt. Aber ehe die Strafe vollzogen wird, kann er wohl mehrere Monate im Gefängnisse sitzen, weil sein Urtheil vom Rath abhängt, der nur alle zwei Monate sich versammelt. Wenn er daher Weihnachten ins Gefängniß kommt, so hat er vielleicht erst Ostern die Ehre, daß man ihm ein Ohr abschneidet.

Eben so schlecht sieht es auch um die Polizei aus. Nichts sieht man häufiger in Cayenne als Zusammenrottirungen von besoffenen Negern, nichts geschieht öfterer

als Diebstähle, Zänkereien u. d. m. und täglich nimmt das Uebel immer mehr zu, ohne daß die Polizeibedienten ihm Einhalt thun können. Seit 1680 sind eine Menge Gesetze und Verordnungen erschienen, allein alle wiederholen und widersprechen sich. Kaum wohnen auf der Insel Cayenne und auf Guiana so viel Weiße, als in einem großen Europäischen Dorfe, und wenn man die Neger dazu rechnet, so kommt die Volksmenge kaum der eines Marktfleckens der ersten Klasse bei. Und doch zählte ich in der Kanzlei seit 1700, dreihundert und sechzig königliche Verordnungen und siebzig Rathsbefehle über Polizeianstalten. Weder Administratoren noch Einwohner kennen diese Verordnungen, ruhig liegt in der Kanzlei der Staub darauf, und doch werden sie jährlich noch vermehrt, um Sporteln zu erhalten. Denn auf die Publikation der Befehle, Verordnungen und Sentenzen kann man jährlich bestimmt zwölfhundert Franken rechnen. Montesquieu sagt, man könne bestimmt sagen, daß je mehr Befehle und Verordnungen in einem Lande gegeben würden, desto weniger man sie beobachte, und Cayenne ist hierzu ein treffender Beleg, nicht eine Verordnung wird befolgt. Eben so hat man über die Behandlung der Neger von 1685 bis 1759, fünf königliche Verordnungen, sieben von den Administratoren und sechse von dem Rathe, in welchen alles bestimmt ist, was unter den Sklaven Ordnung und Ruhe erhalten kann. Allein die Herren der Sklaven kennen die Gesetze nicht oder kümmern sich nicht darum; jeder thut was ihm beliebt, und hält sich für beleidigt, wenn man sich ihm widersetzt. Die Polizei schweigt,

und Unordnung und Sittenlosigkeit nimmt immer mehr überhand, das um so schneller geschieht, wenn man zugleich die Religion vernachläßigt.

Religion ist die Grundsäule der Gesetze und guten Sitten, besonders in Kolonien, wo Gesetze und Sitten plötzlichern Veränderungen unterworfen sind, als in andern Nationalverbindungen. Ich habe anderswo gezeigt, daß die Sklaverei die Hauptursache dieser Veränderungen ist, und aus Erfahrungen kann ich beweisen, daß diese Unordnungen desto häufiger sind, je mehr die Grundsätze der Religion geschwächt und der äußerliche Cultus vernachläßigt wird. Denn gerade in den Kolonien, wo die Sklaven durchaus vom Gottesdienste ausgeschlossen sind, zeichnen sich die Herren durch wilde Grausamkeit aus und bringen ihre Sklaven zur höchsten Verzweiflung und den fürchterlichsten Räubereien, da hingegen an den Orten, wo Weiße und Negern zu einerlei Gottesdienst sich in ein und der nämlichen Kirche versammeln, kennt man bis jetzt keine dieser großen Katastrophen. Allein so unwidersprechlich alles dies ist, so wenig glaubt man daran, und der größte Theil der Herren verachtet nicht nur selbst die Religion, sondern spricht auch seine Sklaven davon frei. Dies ist der Fall in St. Domingo, und in Guiana, und die Regierung hält es nicht der Mühe werth, sich darum zu bekümmern.

So sind die mehresten Kirchen hier im Verfall, und alle Verordnungen der Administation sind umsonst, da die Vorsteher und Bauherren der Kirchen sich hart=

näckig weigern, sie auszubessern. Man hat hier eine Mission, und man kann von den Priestern, die sie ausmachen, behaupten, daß ihr Wandel unsträflich ist, allein umsonst sucht man bei ihnen Aufklärung oder Geschicklichkeit, Bildung zu verbreiten. Eben so werden von ihnen die Kirchenprotokolle über Getaufte, Verheurathete und Gestorbene vernachlässigt. Seit 1748 wurde ein Kollegium gestiftet, zu dem eine Pflanzung und sechzig Negern gehörten, aber die Kosten der Bearbeitung überstiegen den Ertrag, und Kollegium und Professoren giengen endlich ein. Im Jahre 1772 verpachtete man dies Vermögen des Kollegiums an den Chevalier de Boisberthelot für 6100 Livres, und von diesem Pachtgelde bezahlt man nun die Schulden und hat ein Haus für Professoren und Lehrer erbaut. Der König schoß das Geld dazu vor, das sich auf zehntausend Franken belief, und dem Pachter wird er zu Ende des Pachtes für Verbesserungen, Gebäude und Pflanzungen immer zwanzigtausend Livres zu bezahlen haben.

Von dem Militair kann ich nichts sagen, als daß dasselbe keine Anmaßung hat, und schlecht gekleidet ist. Da die Bedürfnisse von Frankreich aus geschickt werden, so bleiben sie oft aus, wenn sie am nöthigsten sind, oder sind von schlechter Beschaffenheit. Die Kleidung der Soldaten ist daher nicht nur von schlechtem Tuch, sondern auch schlecht gemacht, und man muß sie hier wieder umändern lassen, damit sie brauchbar werden. Oft bleiben die Lebensmittel aus, und man muß sie nun hier dreifach theurer kaufen, wenn man nicht verhungern

will; und wenn sie endlich ankommen, sind sie schon halb verdorben. Man kann daher nichts anders erwarten, als daß sie in einem heißen, feuchten Klima ganz unbrauchbar werden, wenn man sie aufschüttet, und der Fall war bei mir, daß schon erwarmtes Mehl, das man als Vorrath aufbewahren sollte, gänzlich verdarb.

Drittes Kapitel.

Reise des Verfassers durch Guiana. — Vorfälle beim Apruage. — Seuche unter den Indianer. — Affen bei dem Sinnamary. — Ein alter Soldat auf einer Insel im Oyapock. —

Die Lage und Angelegenheiten in Cayenne ließen mich nicht viel Gutes von der ganzen Kolonie in Guiana hoffen, indessen wollte ich mich doch selbst davon überzeugen, und entschloß mich daher zu einer Reise durch Guiana. Diese Reisen kann man nicht anders machen, als daß man die Flüsse hinauffährt, und da, wo man etwas untersuchen will, aussteigt. Auf diese Art ließ ich dann am Ausflusse der Flüsse meine Goelette, und nahm eine Indianische Piroge von sechzehn Rudern, um den Fluß weiter hinauf zu fahren, und Wälder, Steppen, Posten, Wohnplätze und Indianische Dörfer genauer kennen zu lernen. So bereiste ich den Oyapock, Apruage, Kaw, Mahury, Kuru und Sinnamary.

Als ich den Apruage hinauf fuhr, begegnete mir ein Vorfall, der mich mit Schrecken erfüllte. Zwar kannte ich aus Condamines Reisen die Fluthen, welche man gewöhnlich ras de marée *) nennt, und die besonders an der Küste van Brasilien, so wie auch bisweilen bei Guiana entstehn, allein davon ahnete ich auch nicht einmal etwas, als ich aus meiner Goelette in die Piroge stieg. Das Meer war ganz ruhig, kein Lüftchen regte sich, und die raschen Ruderer führten mich schnell nach dem Flusse zu. Indessen sah mein Indianischer Steuermann mit unverwandten Augen nach der Südseite des Horizonts, und sprach sehr lebhaft zu seinen Kameraden. Auf das erste Wort stiegen sie wie in einem Tempo auf, und stürzten sich zusammen ins Meer. Man stelle sich bei diesem Manöver mein Schrecken vor; ich sowohl als meine Reisegefährten waren verstummt. Der Dollmetscher, eben so leichenblaß, als die andern, sagte aber gleich zu mir: fürchtet euch nicht mein Herr, sie werden uns retten; und die Indianer schwammen mit einer Hand, und hielten mit der andern lachend die Piroge. Dies alles geschah, ohne daß ich mir die Ursache davon erklären konnte. Doch bald hörte ich das Brausen einer einzigen Woge, die sich wie ein reißender Strom längs der Küste herwälzte, und nähernd immer größer wurde. Furchtbar tobte dieser Wasserberg, der

*) Es ist eine Art von Springfluth, die sich durch diese Wellen ankündigt, und welche die Indianer Prororoka nennen, ein Wort das die Schnelligkeit und Gefahr des Wassers andeutet. Anm. d. Herausg.

wüthend über die stille Meeresfläche herrollte, und meine Piroge zu verschlingen drohte; er schien mir wie ein Gespenst des Ozeans, das mich verfolgte, und ich glaubte schon auf dem Grunde des Meeres zu seyn, als er über meine Piroge herstürzte. Indessen hatten meine Indianer sie im Gleichgewichte erhalten, und ehe ich mich besinnen und überzeugen konnte, daß wir außer Gefahr wären, waren sie schon in die Piroge gesprungen, um das Wasser auszuschöpfen. Diese von Natur melancholischen Menschen lachten aus vollem Halse über mein Schrecken, besonders aber über meine Verlegenheit, daß meine Kleider so eingeweicht waren. Ganz gewiß schätzten sie sich weit klüger und glücklicher als ich, wenn sie ihren Anzug mit dem meinigen, und ihre wilde Behendigkeit mit meiner gebildeten Schwerfälligkeit verglichen. Ich trug dem Dollmetscher auf, ihnen in meinem Namen zu danken, und ihnen zu sagen, daß ihnen alles geben wollte, was sie verlangten; ihre Wünsche schränkten sich bloß auf etwas Tafia ein. Ich fügte dem Geschenke noch etwas Geld bei, das sie zwar annahmen, aber ohne so viel Werth darauf zu legen, als wir.

Ich fuhr nun den Apruage hinauf, ohne daß mir weiter etwas unangenehmes begegnete. Als ich bei unserem Posten angelangt war, erfuhr ich, daß unter der nächst wohnenden Völkerschaft eine Seuche herrsche, an der schon die Hälfte Menschen gestorben wäre. Ich trug dem Chirurgus des Postens auf, sich mit Arznei, Wein und frischen Lebensmitteln zu versehen, und begab mich selbst mit ihm zu den Wilden. Hier fand ich diese un=

glücklichen Indianer in ihren Hamaks so schwach, daß sie kaum noch reden konnten. Eine fürchterliche Dyssenterie hatte sie befallen, und nur das Oberhaupt und zwei seiner Weiber waren im Stande, sich aufrecht zu erhalten. Ich that ihm den Vorschlag, seine Kranken in das Hospital des Forts bringen zu lassen, wo man für sie sorgen würde, allein er antwortete mir ganz ernsthaft: „es ist gleich viel, ob wir hier sterben, oder in dem Fort Apruage, wohin uns noch dazu der Weg beschwerlich wäre.“ Ich erwiederte ihm, daß sie ja ganz bequem in ihren Kanots die Reise machen könnten; Wasser und Luft sey ja in seinem Kanton verpestet, und länger hier zu bleiben wäre unklug. Nun gut, war seine Antwort, so fragt die Kranken; wollen sie, so will ich auch recht gern, und wenn ihr befehlt, schiffen wir uns ein. Ich begab mich nun in ihre Hütten, und ließ ihnen durch den Dollmetscher meine Vorschläge thun, allein alle antworteten wie ihr Oberhaupt; gebt euch keine Mühe, es ist gleich viel ob wir hier oder anderswo sterben. Wirklich starben sie auch alle in Zeit von drei Wochen, ohne daß nur ein einziger Diät halten oder Mittel brauchen wollte. Diese Menschen haben die außerordentlichste Fühllosigkeit, die man nur auf der Erde antrifft, und es gehört ganz das Talent und die Geduld eines Jesuiten dazu, um einigen Vortheil zu erhalten, wie man an dem Beispiele von Paraguay sehen kann. Auf der anderen Seite hingegen haben sie eine Beharrlichkeit in ihren Entwürfen sowohl als bei der Ausführung, daß wenn sie einmal sich zu etwas entschlossen haben, keine Schwierigkeit ihren Muth niederschlagen kann. Meine Erscheinung in den Dörfern hatte großes Aufsehen

bei den Indianern gemacht, und der Ruf davon sich weit, selbst zu den Völkerschaften verbreitet, die mit uns nicht in Verbindung standen. Sie erfuhren, es sey ein weißes Oberhaupt zu ihren Bundesgenossen gekommen, und hätte ihnen Geschenke gemacht. Ein ganzer Stamm von sechzig Gliedern hatte sich daher auf den Weg gemacht, um mich zu sehen, ob er gleich mehr als hundert Lieues von unseren Niederlassungen wohnte. Man hatte ihnen gesagt, ich sey zu Oyapock. Sie suchten auf allen Flüssen, wo ich gewesen war, und kamen endlich nach einer Reise von drei Monaten nach Surinam, wo ich mich damals befand. Diese wandernden Indianer waren in der Holländischen Kolonie eine neue Erscheinung; man hielt ihre Pirogen an, und fragte sie, was sie wollten. Sie erklärten sich sehr gut, sie suchten das Französische Oberhaupt, das sie sprechen wollten, und so näherten sie sich mir ohne die geringste Verlegenheit. Ihr Oberhaupt redete mich an: „du hast der und jener Nation Aexte und Feuergewehre geschenkt, wir kommmen, dich auch darum zu bitten.“ Ich gab ihnen was sie forderten, war aber zu meinem Verdrusse auch genöthigt, starke Liqueurs mitzugeben, die sie gierig hinunterschluckten und sich berauschten. Doch gieng es ohne Blutvergießen ab, und sie kehrten sehr zufrieden mit mir nach Hause zurük.

So wie ich am Apruage Untersuchungen angestellt hatte, eben so fuhr ich auch den Sinnamary hinauf, um die an diesem Flusse wohnenden Indianer zu besuchen. Gewöhnlich stieg ich ans Land, um Pflanzen und Boden kennen zu lernen, wenn ich eine bequeme Stelle zum

Landen fand, da das Ufer sonst sehr schlammig war. Dadurch hatte ich aber viel Zeit verloren, und als die Sonne untergieng, war ich noch zwei Lieues von dem Dorfe entfernt, wo ich übernachten wollte. Es war eine helle Vollmondsnacht, das Wetter außerordentlich schön, und meine Indianer vortreffliche Ruderer; ich stand daher keinen Augenblick an, weiter zu reisen. — Unter uns allen herrschte ein tiefes Stillschweigen, und es schien, als wenn wir dadurch gleichsam während der Nacht und in der Wüste der Natur ein Opfer bringen wollten. Vor uns eilten die Wellen vorüber und füllten plätschernd wieder die Furche, welche unsre Piroge durch sie gezogen hatte; taktmäßig schlugen die Ruder auf das Wasser und ein sanfter Wind entlockte den Blättern der Bäume in dem nahen Walde ein süßes Flüstern. — Es war ein melancholisches Konzert, das die Seele in sanfte Empfindungen wiegte, als plötzlich eine menschliche Stimme vom Ufer ertönte. Sanft und flehend war die Stimme, und schauerlich hallte sie das Echo nach. Wir suchten uns der Stimme zu nähern, und fanden einen jungen Indianer mit seiner Frau, dessen Piroge leck geworden war. Sie mußten daher zu Fuße den Weg nach ihrem Dorfe machen, das noch vier oder fünf Tagereisen von hier entfernt war, und in einem ihnen unbekannten Moraste hatte sie die Nacht überfallen, als sie von ferne das Geräusch der Ruder hörten und herzueilten, um einen Zufluchtsort zu finden. Wir nahmen sie in unsre Piroge mit ihrem Gepäck auf, das aus einem Hamak, einem Bogen und einer Kalebasse mit Maismehl bestand. Es war beinahe Mitternacht, als wir bei dem Karbet lande=

ten, und wir wären gewiß vorbeigefahren, wenn nicht das Krähen eines Hahns uns eine Wohnung angezeigt hätte, deren einzigen Bewohner aber bloß zwei Hunde waren, die uns bellend entgegen kamen. Unser fremde Indianer erzählte uns, daß die hiesigen Bewohner nach seinem Dorfe, von dem sie sich ehemals getrennt hätten, gereist wären, um sich dort Weiber zu holen, weil sie keine heurathsfähigen Mädchen gehabt hätten. Der Wilde war ein junger Mensch von schlankem schönen Wuchs, der wirklich zum Modell hätte dienen können, nur seine Miene war traurig und ernsthaft. Seine Frau, sechzehn bis siebzehn Jahre alt, war äußerst lebhaft und die einzige artige Indianerin, die ich gesehen habe. Die ganze Karawane zog in das große Karbet, das mit Kienschleißen erleuchtet wurde, so daß wir einander genau erkennen konnten. Unsre Leute zerstreuten sich nun, um Holz zu fällen, Feuer anzumachen und das Abendessen zuzubereiten, aber mein Gast nahm an alle dem nicht den geringsten Antheil. Er setzte sich mir gegen über, zwischen sein Gebäck und seine Frau, die zärtlich ihren Arm um seinen Nacken schlang und ihn schmachtend anblickte. Noch genoß sie die Silbertage der Ehe, noch hatte sie unter keiner Last schweren Gepäckes geseufzt oder die barsche Stimme des Gebieters gehört, Hymens Fackel hatte bloß ihre Freuden erleuchtet. In der schützenden Hütte, in der stillen ruhigen Nacht schlug lauter ihr Herz an der Seite ihres Gatten und schmachtende Sehnsucht drängte sich aus ihrem Busen, Hymens Freuden zu erneuern. Sie war glücklich — ihr Mann war es nicht; düster heftete er seine Augen auf mich. Ich hatte mit der jungen

Frau gesprochen, ich hatte ihr ins Auge geschaut, — ich war ihm ein gefährlicher Mensch. Auf jede meiner Bewegungen gab er genau Acht, und um ihn zu beruhigen, that ich ihm den Vorschlag, sich in eine abgesonderte Hütte zu begeben, wo man ihn zu essen hinbringen würde. Er meinte, das sey sehr gut, aber er blieb unbeweglich sitzen; er glaubte vielleicht in dem allgemeinen Versammlungsplatze sichrer zu seyn.

Es that mir wirklich leid, ihm seine Ruhe gestört zu haben, und ich wollte mich eben entfernen, als ein sonderbares Geräusch mich aus dem Karbet trieb. Das Geräusch von zwanzig Menschen, die um Mitternacht bei einem Walde aus der Piroge steigen, das Holzfällen zum Feuer anzumachen, der Wiederhall von den Hieben der Aexte, das Leuchten der Flammen hatte die Bewohner des Waldes in Furcht und Schrecken gesetzt, und eine zahlreiche Kolonie Affen aus dem ruhigen Schlafe gestört, den sie vor unserer Landung auf den Bäumen genossen. Ihr erstes Erwachen verkündigte sich durch ein lärmendes Geschrei, das bald durch Millionen Stimmen wiederholt wurde, die in unendlich mannichfaltigen Tönen abwechselten und sich in mehrere entfernte Chöre zu theilen schienen. Es glich bald einer brausenden Psalmodie zur Vereinigung, bald einem ängstlichen Geschrei, das Entdeckung und Gefahr verkündigte. Von Zweig zu Zweig hüpfend näherten sich die ausgeschickten Patrouillen, um den Feind näher zu beobachten, und flohen dann plötzlich mit gräßlichem Geschrei zurück, während, von dem Hauptschauplatz weiter entfernt, die zerstreuten Bataillons sich ruhig über

die Ursache der ihnen unbekannten Gefahr zu unterreden schienen. —

Das Getöse dauerte die ganze Nacht ununterbrochen fort; man suchte sie durch Schießen zu entfernen, allein dies vermehrte nur noch mehr den Lärmen, und man mußte sich fügen. Wir verzehrten unser Abendbrot, und machten dann unsre Hamaks zurechte. Als der junge Indianer meine beruhigenden Anstalten sahe, spannte er ebenfalls seinen Hamak in dem allgemeinen Saale auf, und ehe ich mich noch in den meinigen gelegt hatte, war er schon mit seiner Frau in den seinigen gesprungen, dessen beiden zusammengebundenen Seitentheile ihm zum Alkoven und Vorhange dienten und ein ruhiges Ehebette ihm gewährten.

So bald der Tag anbrach, trieb mich die Neugierde hinaus, die Bewegungen der Affen zu beobachten, die noch immer fort lärmten. Unter meinen Indianern waren einige Jäger, die für mich Vögel und Thiere zum Ausstopfen schießen mußten; diese waren schon vor mir nach dem Walde gegangen, und hatten mit den Affen den Krieg erneuert, weil sie ihr Fleisch sehr gern essen. Schon waren eine Menge getödtet und verwundet, als ich auf dem Schlachtfelde ankam, aber ihr Geschrei des Schmerzes that mir selbst so weh, daß ich dem Feuern Einhalt that. Die Verwundeten hiengen mit ihren Schwänzen an den Aesten und wuschen mit ihrem Urin die Wunden; in einem Zustand der Verzweiflung trugen die Weibchen ihre Jungen unter den Armen, und die der

Gefahr entgangen waren, flohen und kehrten traurig zu ihren sterbenden Kameraden wieder zurück. Sie sahen uns dann mit dem Ausdruck von Unwillen an, und da sie kein anderes Mittel sich zu wehren hatten, rissen sie Zweige und Blätter von den Bäumen, und warfen sie uns ins Gesicht. Ihr Geschrei, ihre Geberden, der Accent ihrer Stimme, der sich so verschieden modulirte, drückte lebhaft ihren gerechten Zorn aus, und wenn ich gleich ihre Sprache nicht verstand, so sagte mir doch mein Herz, daß wir als Meuchelmörder handelten, und daß sie zwar kein Mittel aber doch den Willen und das Recht hätten, diese grausamen Mordthaten zu rächen. Diese Gewissensbisse fühlten die Indianer freilich nicht, sondern sie betrachteten den Befehl, nicht mehr zu schießen, als ein Zeichen zur Abreise, und eilten daher sich ihrer Beute zu bemächtigen. Wie die Affen umklammerten sie die glatten Stämme der **Kurbaris** *) und kletterten von Zweig

*) Hymenaea curbaril L. Jungferschaftsbaum, Heuschreckenbaum, Kurbaril- oder Kurbaribaum auch Hülsenbaum. Er wird öfters siebzig Fuß hoch und neun Fuß dick. Seine Rinde ist dunkelbraun. Die Früchte sind röthlichbraune Hülsen, sechs Zoll lang, drei Zoll breit und einen Zoll dick, von einer holzigten Substanz. Sie enthalten ein hellbraunes, mehlichtes, säuerlichsüßes Mark, das die Amerikaner wegen seiner Annehmlichkeit sehr gern essen. Das Holz hat inwendig eine hellbraune Farbe, ist sehr dauerhaft, dicht und schwer, nimmt eine schöne Politur an, und sinkt im Wasser zu Boden. Die Wurzel ist so dick, daß man sie in horizontale Scheiben sägen kann, um Tischplatten daraus zu machen. Aus Stamm und Wurzeln fließt ein weißes Harz von angenehmem Geruch.

Anm. d. Ueb.

zu Zweig, um die getödteten oder sterbenden Affen loszumachen, da sie mit ihren Schwänzen noch fest an den Bäumen hiengen.

Der Affe steht unstreitig auf einer viel tiefern Stufe, als der Mensch, aber einige Züge, die er mit unserm Geschlecht gemein hat, geben ihm ein Recht auf unser Mitleid; und sollte ein Thier, das durch Geschrei, durch Thränen und Schrecken Schonung fleht, den Menschen fühllos finden? — Unsern Bedürfnissen mögen sie wohl dienen, aber nicht unsern Launen; denn auch bei dem Thiere ist mir der Despotismus unerträglich. —

Ich gieng nach dem Ufer des Flusses, wo ich meinen jungen Indianer antraf, der von seinem Bogen eben einen Pfeil abgeschossen hatte. Ich glaubte er hätte nach einem Vogel geschossen, allein er hatte einen Fisch getödtet. Seine Frau war eben im Begriff ins Wasser zu springen und Pfeil und Fisch herauszuholen, allein ein anderer Indianer kam ihr zuvor. Jetzt kamen auch die andern herbei, und da mir diese Fischerei nicht nur viel Vergnügen machte, sondern auch Fische im Ueberfluß da waren, so munterte ich meine Jäger auf, mit Kugeln nach den Karpfen zu schießen, und selten verfehlten sie einen. Ich brachte mehrere Stunden bei diesem Vergnügen zu, *) und dann aßen wir zu Mittag. Für die

*) So viel Vergnügen es dem Verfasser machte, Karpfen im Flusse todt zu schießen, um sie zu verzehren, so viel Vergnügen machte es den Indianern, Affen auf Bäumen zu tödten, um

abwesenden Bewohner des Karbets ließ ich einige Geschenke zurück, gab den beiden jungen Indianern, die von mir Abschied nahmen, einige Kleinigkeiten, und ich schiffte mich wieder ein, um nach Sinnamary zurückzukehren.

Ich hoffe daß diese Erzählungen dem Leser keine Langeweile verursacht haben, aber ich wünsche auch dabei ein nützliches Resultat in Rücksicht der Lebensart und Sitten der Wilden, daraus zu ziehn. So beschränkt man auch den Verstand des Wilden hält, so hat er doch einen geraden Sinn. Er spricht wenig, aber die kleine Anzahl von Ideen die seine Urtheilskraft beschäftigen, bringt er immer zu der bestimmtesten Klarheit. Zwar sind von der Hudsonsbai bis an die Magellanische Meerenge diese Menschen im Temperament, Bildung und Charakter äußerst verschieden, allein in einem Stücke kommen sie alle überein, nämlich der Anhänglichkeit an die väterlichen Sitten, der Liebe zum wilden Leben, und ihrer Widerspenstigkeit gegen alle Bildung. Es ist daher äußerst schwer, sie von ihrem herumschweifenden Leben zurückzubringen, da das, was uns bei ihnen Elend scheint, Strapazen, Gefahren

ihre Lieblingsspeise zu genießen. — Aus Laune grausam zu seyn, ist Despotismus der Hölle, aus Bedürfniß nach Speiße ein Thier zu tödten, Natur. Traurig steht das Hirschkalb oder Schmalthier bei seiner getödteten Mutter, und nur mit Mühe trennt es sich von ihr, wenn Jäger und Hund zu nahe kommen, blickt aber immer nach seiner verlornen Führerin zurück; soll aus Mitleid kein Hirsch, kein Thier geschossen werden? —
d. Uebers.

und Mühseligkeiten, von ihnen gegen ihre Unabhängigkeit gar nicht in Anschlag gebracht wird. *)

Ich habe beim Apruage und Sinnamary erzählt, was mir auffallend war und meinem Herzen unvergeßlich ist, unmöglich kann ich den Oyapock mit Stillschweigen übergehn, ohne ein Schauspiel zu schildern, das mich rührte.

Sechs Lieues von dem Posten Oyapock liegt ein Inselchen mitten in diesem Fluß, der hier einen prächtigen Wasserfall macht. Auf diesem Inselchen lebte ein alter Soldat, der unter Ludewig XIV. gedient hat, in der Schlacht bei Malplaquet verwundet und Invalid geworden war. Er war damals im Jahr 1777, hundert und zehn Jahr alt, und lebte seit vierzig Jahren in dieser Wüste. Er war blind, gieng ganz nackend, war aber bei allen seinen Runzeln noch sehr behend. In seinem Gesicht sah man ihm das hohe Alter an, desto weniger aber in seinen Bewegungen; sein Gang, so wie der Ton seiner Stimme kündigten noch einen robusten Mann an. Ein langer, weißer Bart hieng ihm bis auf den Gürtel. Seine Gesellschaft bestand aus zwei alten Negerinnen, die ihn mit dem ernährten, was sie von Fischen im Flusse fiengen, und in dem kleinen Garten zogen, den sie am Ufer bearbeiteten. Er hatte ehemals eine ansehnliche

*) Man sehe, was Volney über die Wilden, und die Schwierigkeit sie zu bilden, sagt.

Anm. d. Uebers.

Pflanzung und mehrere Sklaven gehabt, allein nach und nach hatte er alles verloren, und nichts blieb ihm getreu, als sein Inselchen und die zwei Negerinnen. Man hatte ihn von meinem Besuch unterrichtet, und er fühlte sich außerordentlich glücklich, einen Landsmann bei sich zu haben. Seit fünf und zwanzig Jahren hatte er weder einen Bissen Brot noch einen Tropfen Wein gekostet, er schmeckte also ganz das köstliche einer guten Mahlzeit, die ich ihm bereiten ließ. Er erzählte mir von der schwarzen Perucke Ludwig des XIV., den er einen schönen, großen Fürsten nannte, von dem martialischen Ansehn des Marschalls von Villar's, von der herablassenden Bescheidenheit des Marschalls von Catinat, und der Güte Fenelon's, vor dessen Thüre er zu Cambrai Schildwacht gestanden hatte. Im Jahr 1730 war er nach Cayenne gekommen, und bei den Jesuiten, die damals die einzigen reichen Eigenthümer waren, Verwalter geworden, und als er sich selbst zu Oyapock ansiedelte war er sehr wohlhabend. Ich hielt mich zwei Stunden in der Hütte dieses lebendig Todten auf, und meine Neugierde floh vor der Rührung, die mir sein Anblick einflößte und mein Herz mit den Gefühlen des Mitleids und der Ehrfurcht erfüllte. Mein Anerbieten, ihn in das Fort bringen zu lassen, schlug er aus, das Geräusch des Wassers bei seinem Falle sey ihm Freude genug, und der Fluß gebe ihm durch die Fischerei hinlängliche Nahrung. Da ich dafür sorgen konnte, deß er diesem guten Alten in den letzten Tagen seiner langen Wallfahrt an nichts mangele, sondern er im Stande sey, sie in Ruhe und Bequemlichkeit zu genießen, so gab ich ihm die Versiche-

rung auf Brot, Wein und gesalzen Fleisch, und so waren alle Wünsche seines Herzens erfüllt.

Viertes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen. — Intriguen zu Cayenne. — Verordnung von Paris, die flüchtigen Neger aufzunehmen. — Reise nach Surinam. — Bewegungsgründe zur Rückreise nach Paris.

Diese Reise, die ich durch Guiana gemacht hatte, war mir zwar angenehm und nützlich, allein auf der andern Seite hatte ich mir auch eine Krankheit zugezogen, von der ich erst im Mai 1777 wieder hergestellt wurde, und in meiner Abwesenheit waren auf dem kleinen Schauplatz zu Cayenne mancherlei Intriguen gespielt worden. Ich befand mich in einer wunderlichen Lage; denn die Gesellschaft betrachtete mich als ihren gefährlichsten Feind, weil ich ihre Projekte verwarf, um sie von ihrem Untergang zu retten, und die Kolonie betrachtete mich als ihren Verräther, der ein ausschließendes Privilegium für eine andere Gesellschaft zu gründen suche, weil ich von allem mich so genau unterrichten wollte. Wäre ich zu Cayenne in diesem Zeitpunkt gestorben, so hätte ich diesen ganzen Verdacht mit ins Grab nehmen müssen; allein ich war so glücklich mich zu erholen, und eine Versammlung der Kolonie zu veranstalten, der ich den Zweck meiner Sendung bekannt machte. Mein Vortrag wirkte, die Ge-

witterwolken verschwanden, und ich hatte die Freude, nicht nur Frieden und Zutrauen in der Kolonie hergestellt zu sehn, sondern auch die frohen Aussichten auf die schönsten Verbesserungen der Kolonie zu erhalten.

Indessen hatte ich kaum Paris verlassen, als auch das mir aufgetragene Geschäft schon vergessen war, und Besner nebst der Gesellschaft Paultz wieder das Uebergewicht erhielten. Unter Besners Feder wuchsen die flüchtigen Neger zu einer beträchtlichen Macht an, und einen Monat nach der Rückkunft meiner Reise durch Guiana erhielt ich und der Gouverneur Fiedmont zu Cayenne bestimmte Befehle von Paris, für die Ansiedelung der Emigranten zu sorgen. Es war offenbar, daß man die Regierung getäuscht hatte, so daß sie gar nicht an die Gefahr dachte, der sie uns aussetzte, wenn wir ihren Befehl befolgten, die Marronen aufnähmen, und so offenbar mit den Holländern Feindseligkeiten anfiengen. Zum Glück hatte ich mir vor meiner Abreise von Paris die Vollmacht geben lassen, die Ausführung der zugeschickten Befehle, die ich für unpassend hielt, wenigstens aufschieben zu dürfen, und ich benutzte diese Freiheit, um vor der Hand mit Holland eine Unterhandlung anzuknüpfen, ehe ich etwas mit den Marronen unternähme. Der Angriff des Holländischen Generals hatte die Flüchtlinge auf unser Gebiet getrieben, und hier hatten sie die mit uns verbundenen Indianer zurückgedrängt. Wir waren nicht stark genug, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und so gab ich der gan=

zen Angelegenheit die Form einer Klage über Verletzung unserer Gerechtsame.

Ich hatte zwar schon an den Gouverneur in dieser Angelegenheit geschrieben, und befriedigende Antwort erhalten; allein da mein einziger Wunsch war, Surinam selbst zu sehen, um hier vielleicht etwas Nützliches für unsere Kolonie zu lernen, so entschloß ich mich, mit Hrn. Mentel und Metterau, zwei vortrefflichen, hellen Köpfen dahin zu reisen. Man empfieng uns zu Paramaribo mit aller möglichen Achtung, besonders aber genoß ich als Königlicher Kommissair in dem Französischen Guiana ausgezeichnete Ehrenbezeugungen, und die wichtige Rolle, die ich nun spielen sollte, setzte mich wirklich für den Augenblick in einige Verlegenheit.

Ich fand diese vortreffliche Kolonie in der größten Gährung; die Regierung war mit dem Negerkrieg beschäftigt, und die ganze Kolonie in zwei Partheien getheilt, eine für, die andere gegen den Gouverneur. An der Spitze der Oppositionsparthei war der Kommandant der Truppen, den gewöhnlich der Stathuder ernennt, und der daher die militärische Regierung und den Einfluß dieses Prinzen erhalten wollte; die Gesellschaft der Eigenthümer hingegen hatte bloß die Macht und Geschicklichkeit des Gouverneurs zur Stütze, der fast ganz allein sich der Parthei des Prinzen von Oranien widersetzte. Ich hütete mich vorsichtig, mich ausschließend nur an eine Parthei zu halten, sondern ich suchte mit Allen im guten Verhältniß zu stehen, wurde von Allen mit Ach-

tung behandelt, und hatte die Freiheit, nicht nur bei allen ihren Unterhandlungen über die Marronen zugegen zu seyn, sondern auch nach meinem Gefallen über andere Gegenstände Untersuchungen anzustellen. Durch dies neutrale Benehmen erhielt ich auch die Erlaubniß, einen geschickten Ingenieur Herrn Guisan in königliche Dienste zu nehmen, dem das Französische Guiana viel zu verdanken hat.

So kam ich nach Cayenne zurück mit den besten Hoffnungen, den Wohlstand der Kolonie zu gründen, allein alles schien sich vereinigt zu haben, meine Geduld zu prüfen und mich von meinem Lieblingsgeschäfte, der Verbesserung der Kultur und des Handels abzuziehen. Doch nichts schlug meinen Muth nieder; mit angestrengten Kräften arbeitete ich nach dem vorgesetzten Ziele. Da der Ingenieur Guisan der einzige Mann war, der eine neue Schöpfung bewirken konnte, so suchte ich ihm so viel Zutrauen und Ansehen zu verschaffen, als möglich, und durch meine Ermunterungen wurden zwei der besten Kolonisten, Herr Boisbertelot und Coutürier seine Schüler. Diese drei Männer voll Muth und Talent untersuchten mit unglaublicher Gefahr und Mühe zwanzig Lieues Niederungen, sondirten den Boden, nivellirten die Gegend, legten Wege an, zogen Kanäle, trockneten Moräste aus, nahmen Plane auf, und machten Entwürfe zu neuen Niederlassungen. So trat eine neue Ordnung der Dinge ein, Vorurtheile flohen, Unwissenheit schwieg und Erfahrung war unser Wegweiser.

Ich hoffte durch diese drei Männer der ganzen Kolonie nützlich zu werden, allein zum Unglück war ihr Direktor ein eitler, ungeschickter Mensch ohne Kopf, der sich für den Repräsentanten einer souveränen Gesellschaft hielt, seine Untergebenen mißhandelte, gegen die Einwohner und königlichen Offiziers sich schlecht betrug, und mit dem größten Aufwand die gröbsten Fehler begieng. Mein Tadeln und Drohen war umsonst, ich sah mich genöthigt, ihn zu suspendiren; und schon hatte ich meine Plane entworfen, die Fehler einer schlechten Verwaltung wieder gut zu machen, als ein neuer Direktor mit vierzig Europäern ankam.

Da ich sah, daß meine schönsten Pläne immer vereitelt wurden, so entschloß ich mich nach Frankreich zurück zu kehren. Mein Geschäft war geendigt, es war nun Zeit Rechenschaft darüber abzulegen. Ich hatte die ersten Früchte vom Gewürznelkenbaum, der seit fünf Jahren gepflanzt war, bei mir, so wie auch eine kostbare Sammlung von Insekten, die in Guiana einheimisch sind. Ein Englischer Kaper nahm unser Schiff weg, und brachte uns nach England, wo mir zwar alle Achtung und Unterstützung wiederfuhr, wo aber auch meine Insektensammlung blieb, und in das Londner Museum kam.

Mein Empfang in Versailles war ehrenvoll, aber was ich mir nie hätte träumen lassen, war, daß kurze Zeit nach meiner Ankunft der Baron von Besner als Gouverneur nach Guiana gieng, wo er nach einem Jahre starb, und alle seine Projekte, so wie die seinen

Gönnern gemachten Hoffnungen mit ins Grab nahm. Guisan überlebte ihn, und bei allem Verdruß, den man ihm anthat, stieg doch unter seinen Händen eine Zuckerrohrpflanzung und Zuckersiederei aus den Morästen des Apruage hervor, so schön als die zu Surinam.

Es scheint lächerlich zu seyn, die Geschichte eines Dorfes und eines Dorfrichters vor ein großes Publikum zu bringen, allein so klein dieser Gegenstand zu seyn scheint, so ist er doch an größere geknüpft. Denn wenn bei dem Verlust, den wir erlitten haben, Guiana als eine Quelle vorgestellt wird, wo wir neue Kräfte schöpfen können, so muß es doch für die Regierung nützlich seyn, die vorher begangenen Fehler und ihre bösen Folgen kennen zu lernen, um sie bei neuen Unternehmungen zu vermeiden.

Fünftes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über den Zustand der Kolonie von 1709 bis 1775. — Güte des Bodens. — Ursachen des Verfalls der Kolonie.

Man hat über die Kolonie von Guiana sowohl in Rücksicht der Güte des Bodens und Klimas, als die, der heißen Zone natürlichen oder eigenthümlichen Produkte eine Menge Nachrichten, die um so mehr Glauben verdienen, da sie von verschiedenen Personen und zu verschiedenen Zeiten sind gegeben worden.

Die Menge Zeugnisse und fester Erfahrungen sind keinem Zweifel unterworfen, und wenn man auch alles wegnimmt, was aus Enthusiasmus ist übertrieben worden, so bleibt doch so viel gewiß, daß Guiana für Frankreich eine große Besitzung ist, und für dasselbe unendlich kostbar werden kann.

Allein bei dem allen muß es äußerst auffallend seyn, daß unter allen Kolonien der Antillen und der Inseln unter dem Winde gerade die älteste noch am weitesten zurück ist, und ihre Einwohner zu einem ewigen Elend verdammt zu seyn scheinen, während daß die in den andern Kolonien ihre glänzenden Reichthümer schon auf die sechste Generation vererbt haben. Die einen wie die andern haben zugleich angefangen, und man behauptet, daß der Boden von Guiana so fruchtbar sey, als der von

St. Domingo; woran liegt nun der verschiedene Erfolg? — Die Bemerkung war sehr natürlich, aber sie bewirkte auch gegen Cayenne ein hartes Urtheil, das an seinem Werth immer mehr verlor, vor den Augen der Spekulanten immer tiefer sank, und den Ruf der Unfruchtbarkeit noch ferner behalten wird, wenn sich nicht die Regierung kräftig dagegen setzt.

Ich habe über diesen Gegenstand eine Menge Nachrichten durchgelesen aber nirgends eine befriedigende Antwort gefunden; alle schieben die Schuld darauf, daß man den Handel vernachlässigt, und ihn nicht hinlänglich unterstützt habe. Man fordert Reeder und Kapitalisten auf, man thut Vorschläge zu Gesellschaften, und Kapitalisten und die ganze handelnde Welt bleibt bei allen Einladungen taub und stumm. Denn Handel kann nur da seyn, wo Lebensmittel, Manufakturen und Waaren sind, wo diese anzutreffen sind, findet man auch Käufer und Verkäufer, — sucht sie aber umsonst, wo Gegenstände des Handels fehlen.

Die ersten Reeder, welche bei den Antillen und an der Küste von St. Domingo Geschäfte machten, wurden durch den Schleichhandel mit den Spaniern dahin gezogen, deren Rückfracht aus Pistolen in Gold und aus Piastern bestand, und oft dreihundert Prozent abwarf. Wir hatten mit Spanien Krieg, und der Mexikanische Meerbusen war für unsere Handelshäuser eine unerschöpfliche Quelle, da die Kaper die Unterstützung der Negozianten mit Gold bezahlten, das sie den Spaniern weg=

nahmen. Hingegen bei Cayenne und auf seine Höhen konnten die Kaper nicht kreuzen, und es hatte also auch keinen Genuß von den reichen Beuten. So trug also gleich im Anfang unserer Niederlassungen in Amerika alles dazu bei, Reeder und Kolonisten nach Martinique und St. Domingo zu ziehen, nach Guiana hingegen brachte bloß die ungewisse Hoffnung auf dem Amazonenflusse nach Peru zu dringen, einige Abentheurer. Nach mancherlei unnützen Versuchen kam endlich der Friede von Utrecht, und nahm uns alle Hoffnung mit den Portugiesen und Spaniern eine vortheilhafte Verbindung anzuknüpfen; einmal hatten sich aber die Franzosen in diesem Theile Amerikas angesiedelt, und so blieben sie auch jetzt noch, ohne Mittel ihren Anbau zu heben, in Händen zu haben. Sie hatten keine Verbindungen, keinen Handel, keine Unterstützung, keine Bekanntschaft; so wurden ihre Pflanzungen schlecht betrieben, ihre Industrie sank, weil sie ohne Aufmunterung blieb; eins wirkte mit dem anderen und Armuth, Trägheit, Unwissenheit und Entfernung vom Nationalhandel waren die Folgen davon. Auf den Antillen hingegen war vor dem Successionskriege alles in Thätigkeit; die beständige Kommunikation zwischen Franzosen, Engländern, Spaniern, als Siegern oder Besiegten, das Kreuzen, die Schlachten und Prisen, die Kontrebande und das Gold und Silber, das unter ihnen zirkulirte, erhöhten immer mehr den Muth und die Begierde. Es war natürlich, daß auch bei dem Frieden diese kühnen Menschen sich weniger von dem Schlachtfelde entfernten und da noch Vortheil suchten, wo im Kriege der Handel sie so oft bereichert hatte.

Dies ist der wahre Grund von dem Wohlstand der Antillen und dem schlechten Zustand von Cayenne, das man immer falsch beurtheilte und eben so falsche Mittel zu seinem Emporbringen anwendete, weil man nicht auf jenes Rücksicht nahm. Man hat alle Mittel versucht, nur nicht die, welche Erfahrung und Klugheit an die Hand geben; und alle Vorschläge, die man seit der unglücklichen Expedition von 1763 gethan hat, blieben fruchtlos und werden fruchtlos bleiben.

Wer die Neger und Amerikas Produkte kennt, wer selbst Pflanzungen besitzt und sie bearbeiten läßt, kann sich von einer neuen Urbarmachung in Guiana, die von Pariser Kapitalisten unternommen wird, nie Vortheil versprechen, wenn er alles richtig berechnet. Das beste Land in St. Domingo, das ganz im Stand ist, wirft in einem gemeinen Jahre, nach Abzug aller Kosten, nicht mehr als acht bis zehn Prozent ab. Allein der erste Unternehmer verdankte die ersten Produkte bloß seiner Hände Arbeit, seinen Einsichten und nur zu oft auch der Aufopferung seiner Gesundheit. Er baute aus seiner Oekonomie seine Manufaktur, er bezahlte mit seiner Arbeit die Kosten eines Regisseurs, er lebte in der ersten Zeit von den Früchten seines Garten und von seinem Vieh, er leitete und unterrichtete seine Neger und hielt sie sehr gut. Und mit alle dem gewann er nichts, als daß er durch eigne Arbeit seine Einkünfte erhöhete, seine Pflanzung verbesserte, und der zweiten Generation eine Manufaktur hinterließ, die ihm Sorge und Arbeit kostete, seinen Erben aber Vergnügen und sieben bis

acht Prozent Gewinn einträgt. Man vergleiche nun mit dieser Berechnung eine neue Anpflanzung in Guiana, die von den Agenten einer Pariser Gesellschaft angelegt wird. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob die Agenten treu und zu dem Geschäfte fähig sind oder nicht, erfordert eine mittelmäßige Zuckersiederei in Guiana wenigstens einen Aufwand von hunderttausend (Franz.) Thalern, ohne daß sie die ersten drei Jahre etwas abwerfen, sondern nach Verlauf derselben kann man erst auf sieben bis acht Prozent Gewinn rechnen. Abgezogen also die Interessen der ersten drei Jahre, und den jährlichen Besold der Agenten, so müssen die Eigenthümer in Paris sich wirklich glücklich schätzen, wenn sie vier oder fünf Prozent erhalten. Und dies nämliche Verhältniß ist auch bei dem Anbau des Kaffees, der Baumwolle, des Indigo u. a. m. Das ist es, was man ohne Täuschung jetzt und künftig von Guiana zu erwarten hat, und wenn eine vortheilhaftere Spekulation gemacht werden soll, so kann dies nur durch persönliche Oekonomie und Industrie geschehen.

Indessen kann Guiana mit der Zeit eine der reichsten und wichtigsten Kolonien werden, wenn man den richtigen Weg zu ihrer Aufnahme einschlägt. Eine weise Verwaltung, die ökonomisch und bei allem was sie vornimmt konsequent verfährt, kann in zehn bis zwölf Jahren viel thun, nur müßte man jährlich wenigstens hunderttausend Franz. Thaler für Vorschüsse und Aufmunterungen aufopfern, ehe das Ganze im Stande wäre und man Gewinn davon erwarten kann. Zugleich müßte man nicht bloß aus-

schließend auf den Anbau von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indig und Gewürzbäume Rücksicht nehmen, sondern auch auf andere Dinge, die einen vortheilhaften Handel dahin bringen könnten. Von Para aus könnte man Viehzucht anlegen, Schneidemühlen bauen, um mit Holz zu handeln u. d. m. das alles die Regierung mit Weisheit und Vorsicht leiten und anordnen müßte. Denn der Handel zieht nicht Anpflanzungen, Urbarmachung und Industrie herbei, sondern diese müssen den Handel herbeiziehen. Wenn daher Schiffe hier Holz, Lebensmittel, Fische u. a. m. anzutreffen wissen, um damit die Antillen und die Inseln unter dem Winde zu versehen, so werden sie gewiß nicht vorbei segeln, sondern hier einnehmen, was sie laden können und wollen. Dadurch wird dann Industrie, Ackerbau und Manufakturen gehoben, und der thätige Arbeiter findet immer Ermunterungen zu neuen Spekulationen. Man könnte auch noch jährlich eine Anzahl Mädchen aus dem Findelhause hinschicken, die in allen häuslichen Arbeiten unterrichtet, dort viel Nutzen stiften und brave Hausmütter werden könnten, wodurch die Kolonie nach und nach gewiß zu einem blühenden Zustande kommen müßte. Die Natur selbst bietet dazu ihre Schätze an, aber Menschenhände müssen sie mit Weisheit sammlen; sie sind wie edle Metalle in der Tiefe der Erde, zu denen der Mensch sich erst hinabarbeiten, und wenn er sie, vermischt mit fremden Theilen gefunden hat, schmelzen und reinigen muß. Und so muß auch der Mensch die Gaben der Natur erst aus dem Wasser und Sümpfen heben, ehe er sie brauchen und benutzen kann.

Sechstes Kapitel.

Physikalische Beschaffenheit von Guiana. — Flüsse. — Nördlicher und südlicher Theil. — Höhen. — Niederungen. — Guisans Untersuchungen.

Das feste Land von Guiana scheint noch ein ganz jugendliches Land zu seyn, das erst spät aus der Werkstadt der Natur hervorgegangen ist; denn überall findet man noch Spuren von unterirdischen Feuern und Vulkanen, so wie von dem Gewässer, das über demselben stand. Daher entstanden auch die unregelmäßigen Formen und Erdschichten, die wahrscheinlich ehemals ebene Gegenden seyn mußten, wo die Gewalt des Wassers und des Feuers ungehinderter und freier wirken konnte, als in den Erdmassen, die vor dieser Epoche die Gebirgsketten bildeten.

Eine Menge Flüsse strömen durch das Land, und geben Gelegenheit, zwischen ihnen, durch gezogene Kanäle, die Verbindungen der Niederlassungen zu erleichtern. Der Maroni macht die Gränze zwischen dem Französischen und Holländischen Gujana, ist aber von da an, wo der Araua hineingeht, bis zu seinen Quellen unbekannt; der Arauari macht nach dem Traktat von Amiens die Gränze zwischen den Französischen und Portugiesischen Besitzungen. Zwischen diesen

beiden fließen der Sinnamary, Cayenne, Apruage und Oyapock ins Meer.

Man kann das Land in die nördlichen und südlichen Gegenden theilen.

Der nördliche Theil ist nicht so bergig als der südliche Theil, und er hat daher auch mehr Naturrevolutionen erlitten. Neunzehn Zwanzigtheile von den hohen Gegenden sind schlecht, und haben bei weitem nicht die Güte des Bodens, den man in den südlichen Theilen antrifft. Die niedrigen Küsten von Makuria, Kuru und Sinnamary bestehen aus Sand, der mit Meersalz geschwängert ist, deswegen sind sie auch so lange zur Vegetation geschickt, als das Seesalz dauert, und den Pflanzen Nahrung giebt. In zehn bis zwölf Jahren aber sind sie ausgesaugt, und tragen nichts mehr.

Der südliche Theil ist gebirgiger, aber auch fruchtbarer und zum Anbau geschickter, ob ich gleich damit nicht behaupten will, daß sie mit dem guten Boden von St. Domingo zu vergleichen wären, oder die Mühe und den Aufwand einer großen Niederlassung verdienten.

Von Cayenne bis Kaw, von da nach Apruage und Oyapock steigt der Boden immer mehr an, und so wie die Massen sich vermehren, wird auch der Boden homogener, und zum Anbau geschickter, wenn man flache Hügel und sanfte Abhänge für Anpflanzungen wählt. Denn wegen des Regenwassers, das von den

Höhen herabströmt, leiden die Pflanzen, die dadurch von Erde entblößt werden und umfallen, um so mehr, wenn sie auch dem Nordwinde ausgesetzt gewesen sind. Höhere Gegenden bestehen aus Kreidenfelsen, glasigten Materien und Sand. Indessen sind sie doch fast alle vortrefflich bewachsen, weil der Wind mancherlei Saamen, selbst von Holzarten dahin führte, und unter demselben doch mancherlei war, das einen passenden Boden fand, und wegen der flach horizontal laufenden Wurzeln vortrefflich wuchs. Verfaulte Kräuter und Bäume, die umgefallen waren, bildeten eine schöne Schicht vegetabilischer Erde, und verführte die Kolonisten, diese Gegenden zum Anbau zu wählen. Ohne tiefere Untersuchungen und gehörige Sachkenntniß rodeten und brannten sie Bäume aus, düngten dadurch die schwache, obere Schicht noch mehr, und glaubten einen reichen Fund gethan zu haben, ohne die peinliche Mühe anwenden zu müssen, Niederungen auszutrocknen. Allein nur zu bald wirkte der Regen desto stärker auf einem abhängigen Boden, der von hohen Bäumen, die seine Kraft schwächen konnten, entblößt war, nahm die gute, locker gearbeitete Erde mit fort, und zwang die Kolonisten, die Pflanzung zu zu verlassen. So irrten sie von Höhe zu Höhe, der Regen wirkte immer auf gleiche Art, und die Kolonie gieng rückwärts, statt vorwärts zu kommen.

Alle diese Nachtheile würden sie nicht erfahren haben, wenn sie mit Sachkenntniß zu Werke gegangen, und von geschickten Männern geleitet worden wären; und Guiana könnte und müßte in eben dem Stande

seyn als Surinam. Der Holländer, von Jugend auf gewohnt, gegen das Wasser zu kämpfen, scheute auch in Surinam dasselbe nicht, und seine erste Arbeit war, Graben zum Austrocknen zu ziehen. Keiner arbeitete einzeln für sich, sondern alle mußten nach einem gemeinschaftlichen Plane verfahren, und geschickte Ingenieurs leiteten das Werk, an welchem Jeder Hand anlegte. Ganz anders gieng es in Guiana, wo der Franzose die Arbeit scheute, und so auch keine Aerndte erhielt. Industrie weckt Künste und bringt Reichthum, die vor der Trägheit fliehen, und derselben bloß Armuth zum Gefährten lassen. Guiana hat den nämlichen Boden und eben das Klima als Surinam, aber in beiden haben zwei mit verschiedenem Erfolg gearbeitet. In dem einem hat ein geschickter Architekt einen köstlichen Pallast aufgeführt, und in dem anderen ein träger Ignorant, voll selbstgefälliger Eigenliebe eine elende Strohhütte.

In Guiana befinden sich längs den Flüssen und zwischen den Bergketten vortreffliche Niederungen, die durch die Güte des Botens zu kostbaren Pflanzungen gemacht werden können. Sie verdanken ihre Formation dem Zurücktreten des Wassers, der Ebbe und Fluth, und den Wirkungen des Regens, der in Guiana acht Monate dauert, und in der heißen Zone weit stärker und heftiger fällt, als in der gemäßigten. Mehrentheils sind sie daher auch mit Wasser und Binsen bedeckt, das die Urbarmachung freilich erschwert, und desto mehr Hindernisse in den Weg legt, je mehr es an Männern fehlt, die einen richtigen Plan entwerfen können.

Da wo Theile des festen Landes durch größere Massen zerschnitten sind, deren Ketten sich bogenartig von dem Meere nach dem Lande erstrecken, oder mit der Küste parallel sich verlängern, bilden sich zwischen ihnen große, zusammenhängende Becken, wenn nämlich die Richtung der Gebirge es zuläßt, wie der Fall in dem südlichen Theile von Guiana ist. Wo aber das Land weder Ebnen noch Berge, sondern die triviale obgleich ausgedrückte Form hat, wie ausgeschlagene Eier, da sind die Becken ohne Folge und Zusammenhang ins Unendliche verengt, zerstickt und zertheilt.

Bei großen Ueberschwemmungen oder starken Fluthen stehen die Becken voll Wasser, das auch in den trocknen Monaten selten weggeht, allein wenn nur der Boden der zusammenhängenden Becken über den Stand der halben Fluth erhaben ist, und sie einen freien Ausfluß in das Meer oder einen Fluß haben, so ist die Austrocknung derselben leicht und gewiß; bei zerstückelten Niederungen hingegen ist die Austrocknung nur unter Bedingungen möglich. Haben sie nämlich einen freien Abfluß ins Meer oder einen Fluß, so kann man das Wasser ableiten, laufen sie aber muldigt zu, so sieht man leicht, daß alle Mühe vergebens wäre, sie auszutrocknen.

Man hat schon verschiedene Aufnahmen von Guiana gemacht, von denen man Kopien nach Frankreich schickte; allein kein Mensch wußte in Frankreich eine Sylbe davon, und die Originale wurden in Cayenne

von Staub und Würmern gefressen. Mehrere geschickte Männer und Ingenieurs haben geographische und physikalische Untersuchungen über einzelne Theile Guianas angestellt, als Essingy, Mentelle, Brodel, Brisson und Patris, und die Aufsätze von Behagues, de Besner, Gedin und Düler enthalten vortreffliche Bemerkungen. Doch keinen hat Guiana vielleicht so viel zu verdanken als dem Herrn Guisan. Mit unglaublicher Gefahr und Mühe untersuchte dieser einen großen Theil der Niederungen, sondirte den Boden, nivellirte die Gegend, und öffnete durch seine Arbeiten ein weites Feld zu richtigen Spekulationen und vortheilhaften Anpflanzungen. Boisberthelot und Coutürier, waren seine Gehülfen, und die ersten unter den Franzosen in Guiana, die mit der Bussole und dem Erdbohrer im Wasser wadeten, oder auf leichten Kanots von Negern sich fahren ließen, um selbst unter dem Wasser den Boden kennen zu lernen, und Mittel ausfindig zu machen, das Wasser abzuleiten. Doch um ihre Arbeiten näher kennen zu lernen, und sich auch einen Begriff von den Niederungen zu machen, will ich das wichtigste ihres Tagebuches mittheilen. —

„Am zweiten März 1778 giengen wir, Guisan, Boisberthelot und Coutürier, nebst zehn Negern von Cayenne ab, um die überschwemmten Savanen vom rechten Ufer des Mahuri bis an das linke Ufer des Kaw zu untersuchen.

Wir fuhren den Mahurifluß hinauf, und hielten

uns stets am rechten Ufer desselben, um eine Krick *) anzutreffen, durch welche wir bis zu den Savanen gelangen könnten, allein wir waren nicht so glücklich eine zu finden. Endlich kamen wir an einen Krickot **), der aber so mit umgefallenen Bäumen und anderem Holz verrammelt war, daß wir schlechterdings nicht bis zu den Savanen kommen konnten, ohnerachtet wir bis um zehn Uhr Abends arbeiteten, um nur aus den Wolken von Maringuins, Maks und Moskiten zu kommen, die in diesen Wurzelbäumen unerträglich sind.

Am 4ten März setzten wir unsere Arbeit mit Aufräumen fort, und gelangten endlich Mittags an die Savanen, wo unser Krickot seinen Anfang nahm, doch mußten wir unsre Kanots mit vieler Mühe bis zu den Pripris ***) fortziehen. Da wir hier kaum fünfzehn bis achtzehn Zoll Wasser fanden, so konnten wir unsere Kanots nicht brauchen, weil sie uns nicht trugen, und unser Weg wurde desto beschwerlicher, da diese Savanen mit Binsen bedeckt waren, die einen Zoll stark, und sieben bis acht Fuß hoch waren. Diese Binsenart hat an der Spitze einen Federbusch, der dem Blatte des Bache ganz ähnlich ist. Wir hatten zwei Kanots, von denen jeder vier Men-

*) Kricks sind Regenbäche oder kleine Flüßchen, die bisweilen trocken sind. Anm. d. Verf.

**) Ein kleiner Regenbach. Anm. d. V.

***) Pripris sind sumpfige Gegenden, die stark unter Wasser stehn. Anm. d. V.

schen nebst ihrer Provision trug, und dann noch einen kleinen Akon oder ein plattes Fahrzeug, das sechs Menschen trug; Lebensmittel hatten wir auf eilf Tage. In einem andern Kanot, das man hier den Postillon nennt, waren wir gefahren; dies hatten wir durch unsern Krickot bis an die Savanen mitgenommen, wo wir es aber bis zu unserer Rückkunft lassen mußten. Indessen mußten drei oder vier Neger durch die Binsen einen Weg bahnen, und wir andern zogen mit vieler Beschwerde die Kanots nach. Unsern Akon ließen wir zurück und machten ihn zum Magazin unserer Provision, die wir zum Theil in demselben verwahrten. Wir öffneten uns eine Linie nach Südost, mußten aber beständig im Wasser gehn, um die Kanots fortzuziehn, und um sechs Uhr Abends waren wir noch eine Viertel Lieue von den Wurzelbäumen. *)

Wir hatten eine fürchterliche Nacht, weil der Regen auch nicht einen Augenblick nachließ. Die Neger lagen alle über einander in einem Kanot, allein jeden Augenblick stand es voll Wasser, und die armen Menschen waren genöthigt wechselsweise zu wachen, damit ein Theil das Wasser aus dem Kanot schöpfte, während die andern sich niederlegten. Wir hatten ebenfalls nicht das geringste,

*) Rhizophora mangle L. der Lichtbaum, Leuchterbaum, Manglebaum, Wurzelbaum, Mangrovenbaum, Fr. Manglier, auch, wie ihn der Verfasser nennt, Paletuvier, Engl. Mangrove tree. Man kennt bis jetzt neun Arten desselben, und er ist wegen des Wurzelschlagens seiner Zweige bekannt.
Anm. d. Bearb.

um uns zu decken, indessen waren wir doch etwas besser daran, als die Neger, indem wir unsere Hamaks an die Meßstangen, die man hier Takaris nennt, aufhiengen. Wir lagen also doch wenigstens nicht im Wasser, ob wir gleich von oben eingeweicht wurden; nur erst gegen Morgen kamen wir ebenfalls in das Wasser zu liegen, indem die Takaris durch unsere Schwere eingesunken waren. Uebrigens fällt es einem eben nicht sehr empfindlich auch von unten eingeweicht zu werden, wenn man eine regnerische Nacht in einem Hamak zubringt. Um aber doch wenigstens unsern Negern eine Lagerstatt zu verschaffen, wo sie liegen konnten, ohne stets Wasser ausschöpfen zu müssen, so schickten wir des Morgens einige zurück, um unsern Akon zu holen, aber nur die Provision mitzunehmen, die nicht schwer war, damit man das Fahrzeug fortziehn könnte.

Wir untersuchten den Boden und fanden einen Meerschlamm, auf dem eine zwei Fuß starke Schicht Dammerde lag. Bei dem Anfang der Savanen befindet sich eine Sandbank, die längs den Wurzelbäumen hinläuft, allein sie erstreckt sich nicht weit, und ist vier bis fünf Fuß hoch mit Schlamm bedeckt.

Am folgenden Tag setzten wir unsern Weg beständig durch Binsen fort, und fanden den Boden eben so wie den Tag vorher; nur an einer Stelle trafen wir eine Erde an, die wie Backsteine gebrannt war, und von der wir den Administratoren eine Probe mitbrachten. Dies ist die Folge von dem Anzünden der Savanen, wodurch

die Erde zwar nicht immer hart gebrannt, aber doch die obere Damm- und Dungerde verbrannt und verdorben wird, um so mehr, da selbst Bäume, die am Stamme noch grün sind, so tief in die Erde brennen, als ihre Wurzeln reichen. Es ist daher äußerst wichtig, auf die Neger ein wachsames Auge zu haben, damit nicht durch ihre Unvorsichtigkeit oder Bosheit dergleichen furchtbare Brände entstehen.

Am 6ten kamen wir endlich aus diesen großen Binsen heraus, welche sich breit an den Wurzelbäumen des Mahuri hinziehen, allein wir hatten keine bessern, sondern vielmehr noch einen schlimmern Weg. Denn wir kamen nun in eine Ebene, wo nichts als Pflanzen standen, die den Blättern des jungen Zuckerrohrs glichen, an beiden Seiten scharf waren und wie ein Scheermesser schnitten. Wir konnten daher auch nur langsam vorwärts kommen, weil diese Pflanzen die Beine der Neger, die den Weg bahnen mußten, zerschnitten. Erst gegen Mittag kamen wir in eine andere Ebene von Mukus, wo wir den nämlichen Boden fanden, als vorher, und zwei Zoll Wasser mehr hatten, als in der Binsengegend. Unter einem beständigen Regen setzten wir unseren Weg stets südostwärts fort, übernachteten eben auf die Art, wie das erstemal, und wurden nicht nur für unsere Personen tüchtig eingeweicht, sondern mußten auch zu unserm Leidwesen an unserem Gepäck und Lebensmitteln das nämliche erfahren.

Am 7. wurde der Regen so heftig, daß man schlech-

terdings weder rechts noch links etwas beobachten konnte. Wir kamen über die Pläne von Muku-Mukus*) in eine andere von scharfen Pflanzen, und Abends übernachteten wir in der Gegend der Muku-Mukus unter Sträuchern, um nur einigen Schutz zu haben. Der Boden war immer der nämliche.

Am 8. giengen wir zuvor durch die Muku-Mukus, und kamen in einen waldigten Theil, wo die wilden Pflaumenbäume **) so in einander gewachsen waren, daß kein Mensch im Stande war, durchzudringen, ohne sich mühsam mit dem Säbel einen Weg zu bahnen. Wir mußten mit Aexten eine Art von Verhau machen, um unsere Kanots fortzubringen, das um so mühsamer war, da diese Holzart äußerst hart ist. Da wir wegen des Wassers nicht im Stande waren, die Bäume an der Wurzel abzuhauen, so blieben unsere Kanots oft auf den Stöcken sitzen, und wir mußten sie mit der äußersten Anstrengung fortziehen. Wir waren oft alle auf einem Kanot, indessen vier Neger und einer von uns den Weg bahnten, und man kann hieraus leicht unsere Verlegenheit und Mühe sehen, bei der wir dennoch hundert und achtzig bis zweihundert Toisen zurücklegten. Der untere Meerschlamm war hier der nämliche, nur die obere Schicht

*) Der Verfasser sagt, er habe vergessen, was dieser Indische Name bedeute, und mir ist es auch nicht geglückt, die Bedeutung zu finden, um so weniger, da der Bericht des Ingenieurs Guisan nicht rein Französisch ist, und keine botanischen Erläuterungen enthält. Anm. d. Bearb.

**) Pruniers-coton.

Dammerde war stärker, denn sie betrug drei Fuß. Wir hatten den ganzen Tag nicht mehr als zwei Stunden gut Wetter, und was uns am meisten drückte, waren die verdorbenen Speisen, die wir genießen mußten.

Wir hofften am 9. Abends uns aus dem verschlungenen Dickicht der wilden Pflaumenbäume herauszuarbeiten, allein alle unsere Anstrengung war umsonst. Einer unserer Neger hatte sich verwundet, und wir mußten ihn im Kanot liegen lassen, das abwechselnd immer einer von uns fortzog. Der Boden blieb sich immer gleich, aber desto weniger unsere Lebensmittel; so verdorben sie waren, so hatten sie doch stark abgenommen, und wir waren genöthigt, uns einzuschränken.

Am 10. Morgens schickten wir unser kleinstes Kanot ab, um die Lebensmittel, die wir in den Wäldern des Mahuri gelassen hatten, zu holen. Einer von unsern Negern hatte sich mit dem Säbel einen Schenkel aufgehauen, und wir mußten ihn daher ebenfalls im Kanot lassen. Wir hatten also zwei die zehrten, und die wir zur Arbeit nicht brauchen konnten. Endlich kamen wir Abends aus den wilden Pflaumenbäumen; nur noch einige Strändcher trafen wir an. Das Wetter war einige Stunden schön; der Boden blieb immer der nämliche, der wahrscheinlich nicht längst erst seine Formation erhalten hat.

Am 11. giengen wir wieder durch Muku-Mukus, wo wir wieder viel Pflaumenbäume antrafen, die aber

nur hier und da einzelne Sträucher bildeten. Noch war unser Kanot mit den Lebensmitteln nicht zurück, und das machte uns einige Unruhe. Wir brachten die Nacht unter einem beständigen Regen zu, der uns jetzt um so unangenehmer war, da wir nirgends einen Schutz fanden, und auch nicht das geringste Trockene mehr hatten.

Am 12. kam endlich unser Kanot zurück aber die Lebensmittel waren verfault; Stockfisch und alles andere war voller Würmer. Wir setzten unsern Weg durch Muku-Mukus fort, die oft sehr groß waren, und uns aufhielten. Wir fanden hier einige Fischtümpel, wo die Neger bis an den halben Leib hinein fielen, außerdem war aber Boden und Wasserstand eben der nämliche, als bei den andern Theilen. Wir fanden mit einem eisernen Bohrer von zehn und einem halben Fuß, und selbst mit einer Meßstange von fünfzehn Fuß niemals Widerstand. Je weiter man kommt, desto mehr findet man den Boden von Kaimans*) und Fischen aufgewühlt.

Am 13. trafen wir abwechselnd auf scharfe Pflanzen und Muku-Mukus, bis wir endlich zu einer großen Latanienpalme**) kamen, das uns um so mehr Freude

*) Das Amerikanische Krokodill (Lacerta alligator.)

**) Der Verfasser hat hier das Wort Bache, das eigentlich die Frucht der Latanien-Palme anzeigt. Diese Palme gehört zu der Fächer-Palme, Franz. Rondier, Borassus Flabellifer L. Sie wird gegen dreißig Fuß hoch, und hat vier Fuß lange Blattstiele, die mit Dornen besetzt sind. An dem obern

machte, weil wir gern auf den Gipfel gestiegen wären, um uns umzusehen, und vielleicht einen Weg auszufinden, der weniger beschwerlich wäre. Doch weder durch Versprechungen noch Drohungen konnten wir die Neger dahin bringen ein Seil anzumachen um uns hinauf zu ziehen, und wir konnten nur mit Mühe zwanzig Fuß hoch klettern, bemerkten aber schon in dieser Höhe, daß der Weg vor uns nicht minder beschwerlich sey, als der zurückgelegte. Da wir nun noch überdem nicht länger als auf einen Tag Lebensmittel hatten, so entschlossen wir uns nach Cayenne zurückzukehren.

In der ganzen Strecke, die wir heute durchwanderten, bemerkten wir noch weit mehr Löcher, die die Kaimans gewühlt hatten, ein Beweis, daß hier das Wasser auch während des Sommers steht, wenigstens an den Stellen und Tümpeln, wo die Fische sich hinziehen, und wo der Kaiman sich einwühlt. Uebrigens veränderte sich der Boden auch hier nicht.

Der Hunger zwang uns, unsere Rückreise zu beschleunigen, und deswegen ließen wir auch unsern Akon zurück; allein da die Neger völlig ermattet waren, so mußten wir oft ausruhen, obgleich der Weg gebahnt war. Nach mancherlei Schwierigkeiten, wo bald ein

Theile des Stiels stehen siebzig bis achtzig lange Blätter, die wie ein zusammengelegter Fächer beisammen sitzen, in der Folge aber sich in einen halben Zirkel ausbreiten.

Anm. d. Bearb.

fürchterlicher Regen uns einweichte, bald die Maringuins und der Hunger uns überfielen, gelangten wir endlich am 16. März zu Cayenne an, wo wir dem Gouverneur Herrn Fiedmont und Herrn Malouet Bericht erstatteten.

Nachdem wir uns einigermaaßen erholt hatten, traten wir am 6. April 1778 unsere Reise von neuem an. Wir hatten ebenfalls drei Kanots und zehn Neger, so wie Lebensmittel auf eilf Tage, allein außerdem hatten wir auch noch Vorkehrungen getroffen, um die Beschwerlichkeiten des Weges, die wir nun schon so ziemlich kannten, desto leichter zu ertragen. Unsere Neger bekamen Tuchröcke, Beinkleider, Gamaschen und Schuh, damit sie sich in den schneidenden Pflanzen nicht beschädigten; und wir hiengen beständig an unseren Takaris und hatten eine Art von Decke, wodurch wir uns wenigstens etwas gegen den Regen schützten, der die ganze Zeit über nicht nachließ.

Am 9. Abends kamen wir endlich an der Fächerpalme an, wo wir zuletzt abgegangen waren, und mußten nun von neuem anfangen, uns einen Weg zu bahnen. Wir trafen abwechselnd auf Muku-Mukus und schneidende Pflanzen, und übernachteten eine gute halbe Meile von der Palme. Die obere Schicht des Bodens bestand aus Dammerde, drei und einen halben Fuß stark. Je weiter man kommt, desto mächtiger wird sie, und nach allen Beobachtungen wird es höchst wahrscheinlich, daß dieser Strich früher entstanden ist, als die anderen. Der

unten liegende Meerschlamm ist der nämliche; das Wasser steht zwei Fuß hoch.

Am 10. kamen wir an eine Kricke, die ihren Lauf nach dem Meere nahm, und trafen dann auf einen kleinen See, der voller Kaimans war, von denen wir eins sieben bis acht Fuß lang tödteten. Wir sahen auch eines, das so lang war, wie unsere Kanots, dem wir uns bis auf zwei Toisen näherten, und einige Flintenschüsse auf den Kopf thaten, ohne daß es sich bewegte. Nur erst bei dem fünften Schuß schüttelte es seinen ungeheuren Schwanz, und gieng ganz ruhig aus dem See, um sich in dem Gebüsche zu verbergen.

Die ganze Strecke, welche wir heute durchwanderten, hatte eine Schicht Dammerde, ohngefähr fünf Fuß stark, und an einigen Stellen, war sie noch stärker. Der Boden schien unter den Füßen etwas zu weichen, allein dies ist immer der Fall, wenn in einer überschwemmten Gegend viel Dammerde sich befindet. Da sie von Natur leicht ist, und durch das Wasser etwas von ihrer spezifischen Schwere verliert, so kann sie sich nicht fest genug auf den Meerschlamm anlegen und der Bewegung des Fußtrittes widerstehn; so bald aber das Land ausgetrocknet ist, wird sie fester. Uebrigens trafen wir einige Löcher an, wo die Neger einsanken.

Am 11. kamen wir zu Fuß zu einer großen Fächerpalme, und übernachteten an einer Stelle, die stark mit Pflaumenbäumen bewachsen war. Wir hatten eine Leiter

von sechzehn Sprossen bei uns, um über Gebüsche und Sträucher eine Aussicht zu erhalten, wo es nöthig war; wir stiegen also auch jetzt hinauf, um uns umzusehen, sahen aber weder rechts noch links etwas anderes als Holz, und konnten auch nicht bemerken, ob es sich weit erstrecke.

Bei dem Strich, den wir bis jetzt gemacht hatten, hatten wir uns nicht immer gerade südost gehalten, sondern waren bald südlicher, bald östlicher gegangen, um dicht verwachsene Holzungen zu vermeiden. Indessen haben wir alle Mittel angewandt, um eine richtige Charte aufzunehmen. Der Boden blieb sich gleich.

Am 12. kamen wir zu Pflaumenbäumen, die stärker und dicht verwachsener waren, als die wir schon durchwandert hatten. Man mußte sich mit der Axt einen Weg bahnen, und so legten wir ohngefähr zweihundert Toisen unter beständigem Regen zurück. Unsere Lebensmittel fiengen an abzunehmen, und wir mußten uns schon einschränken. Die Dammerde blieb immer die nämliche.

Am 13. befanden wir uns noch immer in den Pflaumenbäumen, und auf unserer Leiter sahen wir, daß sie sich bis an den Kaw erstreckten. Unsere Neger wurden immer schwächer, da die Lebensmittel knapp waren, und der Regen unaufhörlich herabströmte. Der Boden war mit vier bis fünf Fuß Dammerde bedeckt, und das Wasser stand zwei Fuß hoch darüber.

Unsere Lebensmittel waren endlich bis auf etwas Bisquit und einige Tafeln Schokolade völlig aufgezehrt. Der unaufhörliche Regen mattete uns ab, der Hunger drückte uns, und die Schlaflosigkeit machte uns endlich beinahe unfähig, nur die Hände zu bewegen, um die Maringuins aus dem Gesichte zu scheuchen. Die ganze Nacht wimmerten die armen Neger, und hatten allen Muth und Kraft verloren. Endlich kamen wir am 21. am Kap an, nachdem wir auf unserm ganzen Wege den Boden untersucht und überall gleich gefunden hatten. Der Anblick des Flusses gab unsern Negern neue Kräfte, rasch griffen sie zu den Rudern, um uns zum Herrn Boutin zu bringen, der uns mit aller möglichen Sorgfalt pflegte. Auch Herrn Artur sind wir vielen Dank schuldig, der uns ebenfalls alles mögliche reichte, was wir bedurften.

Wir ruhten hier nun bis zum 23., wo wir uns mit frischen Lebensmitteln versahen, um unsere Wanderung von neuem anzutreten. Da uns zwei Neger krank geworden waren, so gab uns Herr Boutin viere von den seinigen, um unsre Kanots bis über die Pflaumenbäume zu ziehen, weil dies gerade der schlimmste Weg war.

Am 26. waren wir aus den Pflaumenbäumen und übernachteten auf den Savanen.

Am 28. kamen wir zu einer Kricke, an der wir bis zu dem Gebirge Gabriele, wo sie in verschiedenen kleinen Armen ihren Ursprung nimmt, hinauf giengen. Wir

machten einige Messungen mit der Bussole, worauf wir zurückgiengen, und auf einer kleinen Sandinsel übernachteten. Dies war das einzige Inselchen, das wir in diesen Savanen antrafen. Der Boden der Savanen ist etwas leicht und nachgiebig und mit acht bis neun Fuß Dammerde bedeckt; bisweilen waren wir aber auch nicht im Stande mit der Spitze des Erdbohrers von zehn und einem halben Fuß Länge nur etwas von dem untern Meerabsatze zu fassen. Uebrigens steht das Wasser nicht höher auf dieser Gegend, als an den andern Stellen, die wir untersuchten, ob sie gleich höchstens drei Meilen vom Meere liegt, und dies beweist um so mehr, daß diese unermeßliche Pläne gegen den Ocean abhängig ist.

Am 29. untersuchten wir die Lage der Kricke, welche von hier nach dem Meere zu läuft. Wir fanden sie an einigen Stellen verstopft, wo sie sich dann in mehreren Armen über den Boden verbreitete.

Nach mancherlei Untersuchungen kamen wir endlich den 2. Mai zu Cayenne an." —

Guisan hat außer dieser Reise noch zwei andere gemacht, von denen er ebenfalls ein Tagebuch führte, allein sie zeigen immer dieselben Schwierigkeiten und Hindernisse, und es ist an dem einzigen genug, um sich einen Begriff von den Niederungen Guianas zu machen.

Desto wichtiger sind die Resultate seiner Untersuchungen, da man daraus Guiana näher kennen lernte,

und also auch einen festen Punkt erhielt, von dem man bei neuen Anpflanzungen ausgehen konnte,

Von dem Flusse Maroni bis an den Cayenne, und von der Bai Oyapock bis an die Bai Vincent-Pinson liegen Savanen, die zu vortrefflichen Viehweiden gemacht werden können.

Zwischen den Flüssen Cayenne, Kaw, Apruage, Kuruari, Uanari, Oyapock und Kallipur liegt eine Strecke von fünfzig Meilen, also so groß wie Surinam, die des Anbaues fähig ist.

Die Pläne von Kaw hält zwanzig Quadratmeilen, und besteht unten aus dem Absatz des Meeres, der mit Dammerde bedeckt ist. Ihre Gränzen sind an der einen Seite das Meer und an der andern die Gebirge des Kaw und Gabriele, und sie liegt zwischen zwei Flüssen, die durch einen Kanal verbunden werden können.

Der Fluß Uanari nähert sich nach seiner Quelle zu, in der Gegend des Gebirges Lucas dem Kuruai, und ein Kanal von ein oder zwei Lieues lang, kann beide mit einander verbinden. Der Raum ist zweimal größer als die Kolonie Surinam, und das Erdreich ist von der ersten Klasse. Vom Kuruai nach dem Apruage zu, von da zum Kaw und vom Kaw zum Mahuri findet man die nämlichen Lagen und Erdschichten, und ohne viele Schwierigkeiten kann die ganze Fläche durch Kanäle mit den innern Gegenden verbunden werden, wo eine Menge Holz steht, das nutzbar angewendet werden kann.

An den Küsten von Guiana endlich, kann die vortheilhafteste Fischerei, und mit den eingesalzenen Fischen ein ansehnlicher Handel nach den Antillen getrieben werden.

Siebentes Kapitel.

Anwendung der Untersuchungen Guisans zur Urbarmachung Guianas — durch Europäer — durch Neger — durch Marronen — durch Indianer. — Missions-Erfolg an der Bai Vincent-Pinson.

Nach den Untersuchungen, welche Guisan mit seinen Gehülfen machte, und die im vorigen Kapitel enthalten sind, zeigt Guiana mehrere Quellen des Reichthums für Frankreich, wenn sie geöffnet würden; allein seit langer Zeit war Frankreich im Besitz, ohne auch nur eine einzige zu benutzen. Guisan war daher ganz erstaunt, als er mit mir nach Cayenne kam, und die Unwissenheit, den Verfall und das Elend unter seinen Bewohnern zu sehen, es war ihm fast unglaublich, daß er nur hundert Lieues von Surinam auf dem nämlichen Boden, in eben dem Klima und unter Franzosen sich befinde.

Ich habe hier und da einige Fingerzeige gegeben, warum es mit der Kolonie nicht besser gehen konnte; planlos gieng man zu Werke, und so konnte nichts anders dar-

aus folgen, als Verwirrung und Verfall. Aber jetzt ist nun die Frage: auf welche Art kann man die Kolonie von Guiana zum Wohlstand bringen? —

Vieljährige Erfahrungen haben das bewiesen, was man schon von selbst einsehen konnte und mußte, daß weiße Menschen nie im Stande sind in der heißen Zone eine Kolonie zu bearbeiten. Eine Menge Menschen, Bauern und Künstler, Soldaten und Landstreicher sind aus Europa nach Guiana geschickt worden, und alle unterlagen dem heißen, feuchten Klima, ohne nur eine tüchtige Arbeit zu Stande gebracht zu haben. Eine Bevölkerung von Weißen zwischen den Wendekreisen ist daher eine ganz ungereimte Schimäre, und wenn wir ihre Möglichkeit auch wirklich zugestehen, so können wir doch unmöglich zugeben, daß aus diesen weißen Menschen brauchbare Arbeiter oder Viehhirten würden, sondern man müßte desto mehr Neger ankaufen, um sie ernähren zu lassen. Ich will damit nicht behaupten, daß gar keine Weißen hieher paßten, im Gegentheil halte ich es für nützlich, wenn Europäer mit gutem Willen und Kopf hieher kommen, und durch Thätigkeit und Fleiß sich in Stand setzen, einige Neger anzukaufen; allein den einzeln Individuen müßte man nicht die Freiheit lassen, hier oder da nach ihrer Willkühr zu arbeiten, sondern ein geschickter Ingenieur müßte sie nach einem allgemeinen bestimmten Plane anweisen und leiten. Je mehr also die Kolonie im Einzeln planmäßig gewönne, desto mehr nähme auch das Ganze zu, und Guiana würde bald das werden, was Surinam ist.

Ohne Neger ist indessen durchaus nichts großes auszuführen, und überzeugt von dieser Wahrheit, wurde von der Französischen Regierung ein Preiß auf die Einfuhre von Negern nach Cayenne gesetzt. Allein man suchte den Preiß zu erhalten, ohne die Absicht der Regierung zu erfüllen, und brachte bloß schlechte Neger nach Cayenne, die am wenigsten zur Arbeit taugten, die bessern aber verkaufte man auf den Antillen. Nothwendig muß durch solche unangenehme Erfahrungen jeder Käufer abgeschreckt werden, sein Geld an untaugliche Neger zu wenden; er schränkt sich in der Arbeit ein, denkt nicht auf Spekulationen und bleibt in träger Unthätigkeit. Die Regierung könnte hier leicht eine Aenderung treffen, wenn sie den Aufwand auf die Administration, auf Sold und andere Ausgaben, der sich jährlich auf 800,000 Livres beläuft, einschränkte, und eine gewisse Summe auf öffentliche Arbeiten und Pflanzungen durch Neger verwendete. Rund um Cayenne befanden sich Sümpfe, ich habe sie austrocknen und anpflanzeu lassen, und Cayenne gewann ein heiteres Ansehn, und eine gesündere Luft; aber ich brauchte zu dieser Arbeit hundert Neger mehr, als vorher im Dienste des Königs waren.

Der Baron von Besner hatte in seinen Projekten über Guiana ebenfalls auf die Neger gerechnet, allein es waren keine Sklaven, die zur Arbeit gezwungen werden konnten, sondern wie er und der Abbé Raynal berechneten, dreißig tausend Marronen, welche aus der Kolonie von Surinam geflüchtet waren. Sein Plan war,

sie auf unserm Gebiete aufzunehmen, Niederlassungen für sie zu veranstalten, und so Guiana mit einmal zum Flor zu bringen. Es wäre gar nicht übel gewesen, eine so beträchtliche Anzahl Menschen auf unserm Gebiete zu haben, die der Arbeit und des Klimas gewohnt waren, allein, abgerechnet, daß man wegen ihrer Aufnahme erst mit Holland einverstanden seyn mußte, so schien mir die Angabe von dreißigtausend flüchtigen Negern etwas übertrieben. Der Gouverneur Fiedmont war bei meiner Ankunft zu Cayenne gerade abwesend, um diese Flüchtlinge zu verscheuchen, und ich schickte ihm daher einen Expressen, um ihn von dem Nachsetzen zurückzurufen und mit dem Plane bekannt zu machen. Er kam, und jene dreissigtausend, oder wie eine andere Berechnung sagt, fünf und zwanzigtausend Neger, betrugen nach seinen Versicherungen nicht mehr, als fünf bis sechshundert Menschen, die sein Detaschement nicht einmal hatte antreffen können. Ich gab ihm den Rath, sie ruhig in den Wäldern herumirren zu lassen, und reiste nach Surinam, um wegen dieser Angelegenheit mit den Holländern zu unterhandeln, aber auch manches Nützliche für Guiana zu lernen.

Ich muß gestehen, daß die Rebellen hier wirklich alles in Bewegung gesetzt hatten, und ich mehr Lärmen fand, als selbst die Schilderungen des Abbé Raynal und des Barons von Besner enthielten, und fast wäre mir das wahrscheinlich geworden, was ich vorher als bloße Schimäre ansahe. Indessen war ich so glücklich, bei allen Unterhandlungen zugegen zu seyn, und Lage und Anzahl

dieser Flüchtlinge, so wie die lächerlichen Uebertreibungen in Europa kennen zu lernen.

Wenn an den Ufern des Rheins eine Bande von zwanzig oder dreißig Räubern ihr Wesen treibt, so kömmt alles in Bewegung, und man läßt Infanterie und Reuterei gegen sie marschiren; und doch sengen, brennen und morden diese Menschen alles ohne Unterschied, was ihnen in den Weg kommt. — Wenn in einer Kolonie, wo die Weißen an der Zahl unendlich geringer sind als die Schwarzen, letztere sich empören, so muß eine solche Sklavenrebellion ein furchtbares Ereigniß seyn. Denn wenn die Rebellen sich erst in die Wälder und unzugänglichen Moräste gezogen haben, so brechen sie plötzlich da hervor, wo man es am wenigsten vermuthete, und brennen und morden, wo sie hinkommen. Jedermann ist in Gefahr, alle Niederlassungen werden bedroht, und die Vertheidigungsanstalten müssen dadurch nothwendig wichtiger werden, als der Feind, den man schlagen will.

Der Plan des Generals Neveu schien mir bei diesem Vorfall wirklich der sicherste zu seyn, indem er zwischen sich und den Rebellen ein Retranchement mit Posten und Redouten hatte aufwerfen lassen. Seit eilf Monaten hatte man daran gearbeitet, und der befestigte Kordon war schon fünfzehn Lieues weit gezogen. Man wollte auf diese Art die ganze Kolonie einschließen, und das Ganze stellte im Kleinen die große Sinesische Mauer vor.

Auf diese Art war also auf diese Marronen oder flüchtigen Negern nichts zu bauen, und Besners Plan von der Ansiedelung freier Neger verschwand von selbst.

Vielleicht war aber desto mehr mit den Eingebornen des Landes, den Wilden oder Indianern zu machen. — Besner rechnete über hunderttausend Wilde, die man durch Missionnare leicht bilden, und sie zu einer Republik freier Indianer vereinigen könnte. Hunderttausend Menschen, die Viehzucht und Feldbau in einem fruchtbaren Lande und warmen Klima trieben, wären für Guiana ein höchst wichtiger Gegenstand gewesen, nur war die Frage, ob sie auch da wären. Ich erkundigte mich bei Mehreren, die tief ins Innere des Landes gedrungen waren und mit den Wilden gelebt hatten, und alle stimmten darin überein, daß in einer Strecke von hundert und fünfzig Lieues höchstens zehntausend Indianer zu zwanzig und fünfzig Familien zerstreut in Dörfern lebten, wovon die mehresten an der Bai von Vincent-Pinson sich befänden.

Und diese Anzahl muß sich immer mehr vermindern, da nicht nur ihre Lebensart sondern auch der Genuß starker Getränke allmählig ihre Gesundheit und Körperkräfte zerstört. Allen Launen des Schicksals ausgesetzt, müssen sie oft die größten Strapazen unter Hunger und Durst übernehmen, um ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, und gleichgültig gegen ein Leben, das sie selten von einer fröhlichen Seite kennen lernen, verachten sie mit Großmuth oder Stumpfsinn den Tod und jedes Mittel,

ihm zu entgehen. So hat schon seit Jahrhunderten diesen Landstrich eine epidemische Krankheit entvölkert, gegen die sie kein Mittel kennen und brauchen, und wir haben durch das unglückliche Geschenk starker Getränke noch mehr zu dieser Entvölkerung beigetragen. Schlürfend gießen sie das giftige Lieblingsgetränke hinunter, und wenn wir es ihnen nicht geben, so haben sie schon für sich die unglückliche Kunst gelernt, Getränke zu mischen, die stärker sind, als die unsrigen. Wer also in den Bergen von Guiana eine Republik gebildeter Indianer gründen wollte, der müßte schon mühsam die zehntausend zusammensuchen, feindselige Stämme vereinigen, und sie für Thätigkeit und eine bleibende Lebensart empfänglich machen.

Aber gesetzt auch, es lebten hunderttausend Indianer in Guiana, so ist gerade die größte Schwierigkeit, sie zu bilden. Besner führt in seinem Projekte die Jesuiten in Paraguay als Muster an, nach welchem auch die Missionen in Guiana eingerichtet werden sollen, allein zwischen Paraguay und Guiana ist ein großer Unterschied. In Paraguay fanden die Jesuiten volkreiche Stämme, ein Beweis, daß schon etwas Kultur unter ihnen herrschte; und zu diesen schickten sie als Missionnare lauter talentvolle, junge Leute, die nicht bloß ihre Dogmatik im Kopfe hatten, sondern auch geschickte Ingenieurs, Mechaniker, Zeichner, Musiker, Aerzte u. s. f. waren, und die nach einem Plan mit Geschicklichkeit und Beharrlichkeit verfuhren. Dennoch war ihre Arbeit nicht nur mit den größten Schwierigkeiten

verknüpft, sondern hatte auch bei weitem nicht den Erfolg den man erwartete. *) —

Ganz anders war es in Guiana in Rücksicht der Wilden und Missionaren. Gleich bei meiner Ankunft zu Cayenne war eine von den projektirten Missionen an

*) Man hat, so wie gewöhnlich alles Fremde, so auch diese Anstalten der Jesuiten in Paraguay in Europa übertrieben, und ihnen einen glänzenden Anstrich gegeben, der Satyre, Verläumdung und Bewunderung bewirkte. Auch unter den Wilden in Paraguay herrschte noch Wildheit, als die Jesuiten sich von ihnen trennen mußten; ihre Dörfer waren elende Nester, deren Einwohner von den Jesuiten mit Rindfleisch und allem möglichen versorgt werden mußten, die stets herumschweiften, stets von andern angefallen wurden, und wenn das Rindfleisch ausblieb, eben so schnell das Dorf verließen, als jene die Kapelle, so bald der Kaffee ausblieb. Der Hauptgrund eines Indianers im Dorfe, einen andern zur Ansiedelung zu überreden, war: komm mit, der Pater giebt uns Rindfleisch und Kleider! — Eben so weit waren sie noch in der Religion zurück; nur mit Mühe konnten sich die Missionare in die Hütten der Sterbenden drängen, um sie zu taufen und ihnen dadurch ein Recht zum Himmel zu geben. Daher war auch bei ihnen die Taufe das Signal zum Tode, und oft stand beim Bette des Kranken ein Freund mit der Lanze, um den Boten des Todes abzuhalten, daß er nicht den Kopf wasche. — Trunkenheit herrschte ebenfalls stark unter ihnen; ein Getränke aus Honig bereitet, das stark berauschte, war ihr Lieblingsgetränke und oft machte ein solcher Trunkenbold einem Geistlichen den Kopf warm, wenn er zu seiner Hütte getaumelt kam und schrie: „Pater wasch mir den Kopf". — Man sehe des Abts Dobrizhofer Geschichte der Abiponer.

Anm. d. Ueb.

der Bai von Vincent-Pinson errichtet. Sie bestand aus zwei Priestern, nebst Arbeitern und Handelswaaren, und einem Posten, zur Unterstützung der Priester, den ein Sergeant kommandirte. Sie fiengen sogleich an, die Gegend zu durchwandern und durch Geschenke die Indianer an sich zu ziehen, so daß es ihnen gelang, sie des Sonntags in der Kapelle, die sie hatten bauen lassen, zu versammeln. Hier ertheilten sie ihnen eine Art von Unterricht, tauften sie, und weil sie jedesmal beim Gottesdienste jedem eine Portion Tafia gaben, so kamen sie richtig alle Sonntage in die Versammlung.

So wie der Vorrath erschöpft war, und die Indianer keinen Tafia mehr bekamen, blieben sie auch Sonntags zu Hause, und kamen nicht in die Kapelle. Darüber ergrimmten die Missionare im Geist, und schickten die Soldaten aus, um die ungehorsamen Beichtkinder mit Gewalt in die Kapelle zu führen. Allein diese widersetzten sich, und schickten ihre Oberhäupter als Deputirte, die dann mit ihren Familien nach Cayenne kamen, um sich zu beklagen.

Der Gouverneur Fiedmont war von seinem Heereszuge gegen die Marronen noch nicht zurückgekehrt, und ich sah mich also genöthigt, sie zu mir kommen zu lassen. In dem Saale wo ich sie empfieng, waren einige Spiegel, so bald sie daher hinein traten, und ihr Bild und alle ihre Bewegungen darinne erblickten, schrien sie vor Freude und Verwunderung laut auf. Sie fiengen an zu tanzen, näherten sich dem Spiegel, sprachen zu dem

Bilde darinne, fühlten das Glas an, und versuchten das zu sehen, was dahinter wäre. So bald die erste Bewegung vorüber war, und sie keine Erklärung des Wunders fanden, nahmen sie plötzlich ihre ernsthafte Miene wieder an, lagerten sich auf den Boden, hefteten ihr Auge mit dem Ausdruck der Unzufriedenheit und des Mißvergnügens auf mich, und trugen endlich in Gegenwart des apostolischen Präfekts und mehrerer bürgerlicher und Kriegsbedienten, ihre Klagen durch den Dollmetscher vor: „Wir sind gekommen, dich zu fragen, „was du von uns willst? — Warum hast du uns Weiße „geschickt, die uns plagen? — Sie haben mit uns einen „Vertrag gemacht, und sie haben ihn zuerst gebrochen. — „Wir sind überein gekommen, für eine Bouteille Tafia „zu ihnen zu kommen, sie singen zu hören, und auf „dem Boden nieder zu knieen. So lange sie uns Tafia „gaben, haben wir uns richtig eingefunden; sie haben „ihn uns entzogen, und wir haben sie in Ruhe gelassen, „ohne etwas zu fordern; aber sie haben Soldaten zu uns „geschickt, die uns zu ihnen bringen sollten. — Das „wollen wir nicht! — Sie wollen uns nach Art der „Weißen säen und arbeiten lehren, — das wollen wir „nicht! Wir können dir zwanzig Jäger und Fischer ge„ben, wenn du jedem monatlich drei Piasters giebst. Ist „dir das recht, so sind wir bereit dazu; aber wenn du „uns plagen läßt, so gehen wir mit unseren Karbets an „einen andern Fluß."

Ich gab ihnen die stärksten Versicherungen, daß künftig ihnen nichts wiederfahren sollte, worüber sie sich

beklagen könnten, und überhaupt hätten wir ihnen die Missionare nicht geschickt, um sie zu plagen, sondern um sie zu unterstützen und ihnen nützlich zu seyn. Hierauf bat ich den Präfekt, ihnen die religiöse Absicht der Mission zu erklären, allein sie beantworteten seine Rede mit einem bunten Gelächter. — Einige Geschenke, die ich unter sie austheilte, erwarben mir einen ganz anderen Blick von ihnen, und sie giengen ganz zufrieden von mir weg; die Missionare hingegen erhielten die Anweisung künftig mit mehr Vorsicht zu Werke zu gehen. Der Tasiakontrakt wurde nun erneuert, die Indianer erhielten ihre vorigen Portionen und kamen regelmäßig in die Kapelle, allein die ganze Anstalt bewirkte weder einen regelmäßigen Unterricht, noch ein angebautes Feld, noch eine gegenseitige Annäherung der Indianer und Weißen.

Zwar will ich gern zugestehn, daß die größte Schuld wenigstens bei diesem Vorfalle, auf die Missionen fiel, denen es an Kopf und richtiger Menschenkenntniß fehlte, um rohe Wilde gehörig zu behandeln; allein die größte Schwierigkeit liegt doch in dem Charakter der Wilden selbst. Neigung zur Unabhängigkeit, eingewurzelter Hang zur freien, herumschweifenden Lebensart, Ekel gegen alle bestimmte Arbeit, die sie als Sklaverei ansehen und hassen, ist fast allen gemein; und wenn die verschiedenen Völkerschaften Amerikas im Charakter, Gewohnheiten, Thätigkeit und Geschicklichkeit himmelweit von einander verschieden sind, so haben sie doch einen Hauptzug, Liebe zum wilden Leben. Diese Liebe, die sie mit der Muttermilch einsaugen, ihnen im Alter zu nehmen,

wenn sie mit der Seele fest verwachsen ist, mag kein so leichtes Unternehmen seyn, und vielleicht ist es ganz unmöglich, wenn man nicht von dem Punkte ausgeht, Schulen anzulegen, und dadurch früh auf die Jugend zu wirken. Aber der Wilde von Guiana zeichnet sich auch noch dadurch aus, daß er den beschränktesten Verstand und die größte Faulheit hat, und dies macht es desto schwerer, ihn zu einer gewissen Stufe der Bildung zu bringen. Der Indianische Stamm am Apruage hatte ein Oberhaupt, das unter allen, die wir kannten, am verständigsten und thätigsten war. Dieser Wilde war oft nach Cayenne und in unsere Pflanzungen gekommen, um unsere Arbeiten zu sehn; er verstand Französisch und liebte das Geld, und um dies zu erhalten, hatte er das Mittel gefunden, Baumwolle zu bauen, die er verkaufte. Man hatte ihn uns als einen Menschen geschildert, der am mehrsten dazu beitragen könnte, unsere Absichten mit den Wilden zu befördern, und ich begab mich zu seinem Stamme, um seine Anstalten kennen zu lernen. *) — Ich fand auf seinem Gebiete ungefähr einen Arpent mit Baumwolle bepflanzt, und beinahe noch einmal so viel mit Mais, Magnoc und kleinen Hirsen; und dies hatten seine Weiber, deren er fünfe hatte, bearbeitet. Er hatte seine Indianer zu ähnlichen Unternehmungen ermuntert, aber hartnäckig verwarfen sie alle seine Vorschläge. Seinen Tadel so gut wie seinen

*) Man vergleiche hiermit, was Volney von dem Oberhaupte der Miamis Kleinschildkröte sagt.

Anm. d. Bearb.

Rath betrachteten sie als Beeinträchtigung ihrer Freiheit, und mehrere Familien hatten sich wegbegeben, um, wie sie sich ausdrückten, seinen Verfolgungen zu entgehen. Indessen war von seiner Seite gar nicht an Schärfe zu denken, da das Ansehn eines Oberhaupts in Guiana eben so eingeschränkt ist, als bei allen anderen Wilden; sie sind weiter nichts, als was bei uns die Dorfmairs oder Schuldheißen sind. Nur im Kriege führen sie bestimmten Befehl, ohne daß ihre Stimme in der Versammlung, wo die Oberhäupter der Familien den Krieg beschließen, etwas mehr gilt. — Da sie kein eigentliches Eigenthum haben, so wissen sie auch nichts von Prozessen, und Ehrensachen machen sie unter einander selbst aus. Sie prügeln sich nur, wenn sie betrunken sind, und dann springen die Weiber als Schiedsrichter dazwischen, bringen die Männer in ihre Hamaks und endigen auf diese Art die Bataille. Leidenschaften, die so oft in uns ein loderndes Feuer anfachen, kennen sie fast gar nicht; denn nach dem was ich unter ihnen bemerkt habe, schränkt sich ihre Liebe bloß auf Frage und Antwort ein. Da ihre Weiber allgemein häßlich sind, so wohnt auch Friede und Unschuld in ihren Familien, und das Weib kennt das Verbrechen der Untreue auch nicht dem Namen nach. Dennoch ist das Loos dieser armen Weiber wirklich bedauernswürdig; denn bei allen Sorgen, die ihnen die Pflichten einer Mutter auflegen, müssen sie stets die Sklavinnen und Lastträgerinnen der Männer seyn. Der Mann geht auf die Jagd oder den Fischfang und überläßt der Frau die Besorgung des Hauswesens. Hat er ein Wild erlegt oder einen

Fisch gefangen, so ist er viel zu bequem, die Beute mit nach Hause zu nehmen; er geht leer zurück, und wenn er mehrere Lieues vom Dorfe entfernt ist, bezeichnet er den Weg, und zeigt beim Eintritt in das Karbet seiner Frau den Ort, wo sie die Beute suchen soll.

Aus dem bisher gesagten, sieht man leicht ein, wie viel Hindernisse auch nur einer mittelmäßigen Bildung der Wilden im Wege stehen; ihr eigenthümlicher Charakter, ihre fest eingewurzelten Vorurtheile, ihre Halsstarrigkeit, eine väterliche Sitte abzulegen, und endlich ihre geringe Anzahl und große Zerstreuung müssen auch den Muth des unternehmendsten Missionars niederschlagen. Aber wir haben auch selbst unter den sekularisirten Geistlichen wenig Männer, die zu diesem Geschäfte passen, und Mönche, die man dazu wählt, sind gerade die schlechtesten Menschen, die man gern aus dem Kloster wegschaffen will. Solche Missionare entfernen die Indianer mehr von uns und von ihrer Bildung, und erschweren die Möglichkeit einer nützlichen Verbindung. Wir sahen uns daher auch genöthigt, Portugiesische Jesuiten zu unsern Missionen zu wählen, wo wir aber wieder die Schwierigkeit zu bekämpfen hatten, die Indianer, die einen tödlichen Haß gegen die Portugiesen haben, zu überzeugen, daß sie in unseren Diensten wären. Indessen darf man bei allem Glücke, das die Missionaren unter den Wilden haben, nicht gleich bei der ersten Generation zu ärndten hoffen, vielleicht erst bei der dritten dämmert die Morgenröthe eines guten Erfolgs hervor, wenn mit anhaltender Thätigkeit und kluger Geschicklichkeit an ihnen

gearbeitet wird, das um so nöthiger ist, weil die geringste Vernachlässigung von Seiten der Missionare auf einmal alles wieder zerstört.

Es bleibt also, um etwas Vortheilhaftes auf Guiana zu unternehmen, kein anderer Weg, als ein richtiger Plan und arbeitsame Neger. Mit Ingenieurs macht der Holländer zuerst den Anfang zu seiner Anpflanzung; er muß den Boden, die Lage, den Abhang seines Terrains erst kennen, ehe er Graben zieht und Anstalten zur Austrocknung macht; aber ist er damit ins Reine so hat er auch in der Ausführung seines Plans die ausharrendste Geduld. So lange das leichte, flüchtige, alle Anstrengung scheuende Temperament des Franzosen nicht dieses Ausdauern lernt, sondern gleich im Moment säen und ärndten will, wird, wenigstens nichts Großes von Guiana zu hoffen seyn.

Achtes Kapitel.

Mancherlei Fehler in der Anlage und Einrichtung der Kolonie. — Verschenken der Ländereien taugt nichts. — Posten sind unnütz und verderblich. — Vorschläge zu bessern Anstalten. — Kultur. — Holz. — Viehzucht. — Fischerei. — Plan von Besner und dessen Fehler.

Unter allen Kolonien, die von Franzosen angelegt wurden, war Guiana für Frankreich immer die beschwerlichste, und wurde so oft die Regierung sich ihrer annahm, eben so oft auch wieder von ihr vernachlässiget. So unerklärbar dies für den ersten Augenblick scheint, so deutlich sieht man das Unvermeidliche dieser unangenehmen Folgen, wenn man den Gang des Ganzen näher untersucht; denn hier findet man überall nichts als Ungereimtheiten, bei denen jeder Aufwand an Geld und Menschen verloren gehen mußte. Jeder Verlust, den man erlitt, schwächte den Muth zu neuen Unternehmungen so lange, bis neue Minister an das Ruder kamen, und neue Planmacher den Enthusiasmus für Guiana wieder anfachten. Man wagte, und verlor, und das Unternehmen wurde wieder bis zu der Epoche vernachlässiget, wo man den alten Schaden vergessen hatte, und neue Plane und Hoffnungen auf neue schwankende Hypothesen gründete.

Alle Gesellschaften, welche seit hundert Jahren sich in Guiana niedergelassen haben, befinden sich in einer=

lei Fälle, und haben alle, von der von Bretigni bis auf die von Oyapock einerlei Fehler begangen. Geld und Boden und Menschen sind von ihnen auf schlechte Weise angewendet worden, und alle ausgeführten Projekte haben einerlei Gepräge der Planlosigkeit; nur ein einziges verdient ausgeführt zu werden, nämlich den Viehstand empor zu heben.

Unbekannt mit dem Boden und Klima kamen die Europäer nach Guiana, und ließen sich an den Ufern des Meeres und der Flüsse nieder, weil sie die Arbeit, sich eines fruchtbaren Bodens zu bemächtigen, weder konnten noch wollten übernehmen. Wenn man daher den einzigen kleinen Kanton von Remire ausnimmt, so ist bis jetzt noch kein einziges Stück von den guten Ländereien urbar gemacht worden. Nur drei Einwohner haben es versucht, bei den Niederungen, die an das Meer oder die Flüsse gränzen, etwas zu unternehmen; allein da es ihnen an Kenntnissen und Erfahrungen fehlte, so hatte ihre Arbeit auch nicht den Erfolg, den sie außerdem nothwendig hätte hervorbringen müssen. Der eine machte nämlich seine Dämme zu nahe an das Ufer des Meeres, und große Fluthen verdarben seine Arbeiten; den beiden andern gelang es zwar, ihr Terrain auszutrocknen, allein sie eilten zu sehr mit der Ansaat, ehe noch das Meersalz, womit das Erdreich geschwängert war, durch süßes Wasser aufgelöset war, und die ersten Aerndten mißglückten. So unangenehm indessen die Folgen ihrer Fehler waren, so haben die Besitzer dieser kleinen Strecke dennoch mehr eigentlichen Gewinn und Hoffnung auf Verbesserung,

als die Besitzer der hohen Gegenden, die man aus Bequemlichkeit zum Anbau wählte, und nach wenig Jahren mit Verlust seines Geldes wieder liegen lassen muß.

Man hat geglaubt der Kolonie aufzuhelfen, wenn man Ländereien verschenkte, allein ich bin überzeugt, daß man gerade dadurch mehr Schaden als Nutzen stiftete, und deswegen gebe ich dem Verfahren der Engländer den Vorzug, welche die Ländereien verkaufen. Die Leichtigkeit, Ländereien umsonst zu erhalten, lockt manchen Abentheurer, sein Glück in fremden Landen zu versuchen, und sich eine große Fläche Land zutheilen zu lassen. Er kommt, und sieht, und läßt es liegen, ohne eine Hand anzurühren, weil ihn die Schwierigkeiten abschrekken, und er seine Kasse nicht zu Rathe zog, ob er den Aufwand zu den Arbeiten, die er nicht kannte, bestreiten könnte. So sind mehrere solcher geschenkter Ländereien durch viele Hände gegangen, ohne daß nur ein Quadratfuß urbar gemacht wurde, und es war nothwendig, hier die Engländer nachzuahmen, und keine Ländereien mehr zu verschenken. Zwar schrie man Anfangs laut gegen das Gesetz, allein jetzt fängt man doch an einzusehen, daß es weit nützlicher ist, Ländereien baar zu erkaufen, und wenn es auch um den niedrigsten Preis ist; denn keiner kauft, der sich nicht erst mit der Lage bekannt macht, und der nicht auch den Willen, sein aufgewandtes Kapital gehörig zu benutzen, mitbringt.

Bei ganzen Gesellschaften also, wie bei Einzelnen war das gar zu freigebige Verschenken für die Kolonie

nachtheilig. Die Gesellschaft am Oyapock hat dreißig Quadratmeilen, aber mit der Schenkung des Besitzes war die unmögliche Verpflichtung, diese Strecke urbar zu machen, nicht verbunden. Eine andere Gesellschaft hat die Strecke zwischen den Flüssen Apruage und Kaw, und von Oyapock bis an Cayenne hat man zwei Niederlassungen, wo jedem neuen Unternehmer der Zugang verschlossen ist. Um aber dreitausend Neger nützlich zu beschäftigen, und von seinem Besitz Vortheil zu ziehn, braucht man höchstens eine Quadratlieue Land: was nutzt nun einer Gesellschaft ein Distrikt von dreißig Lieues? Wenn aber eine Quadratlieue gutes Land dreitausend Neger Arbeiter erfordert, so nutzt dem Einzelnen eine ungeheure Strecke Land nichts, wenn seine Kräfte nicht hinreichen, sie gehörig bearbeiten zu lassen, und bei dem Verschenken der Ländereien hat man Besitzer, aber weder urbare Felder, noch Ertrag, noch Reichthum, noch Handel, sondern Armuth und Elend.

Ein eben so großer Fehler liegt in den sogenannten Posten, die dem Staate viel kosten, und zu gar nichts nutzen. Der Direktor der Gesellschaft am Oyapock hat nicht mehr als fünf und zwanzig Negerarbeiter, und mit diesen hat er vier Stücken Land gerodet, die drei bis vier Lieues von einander entfernt sind; und so wie man im Großen verfährt, handelt fast jeder einzelne Einwohner, so daß er oft drei bis vier verschiedene Stücken seines Landes bearbeitet. Will man sie eines andern belehren, so ist ihre Antwort immer: „das geht nicht anders, das Erdreich ist schlecht.“ — So haben wir fast an allen Flüssen

Posten. — Das Land ist schlecht, ungleich am Cayenne=flusse, wir wollen das am Apruage versuchen" — und ein halbes Dutzend Ignoranten ohne gehörige Kennt=nisse und Mittel rennen am Apruage, roden Holz aus, und ein Fort ist fertig. Ein Kommandant, ein Maga=zinverwalter, ein Becker, ein Hospital und ein Kranken=wärter sind nun nöthig, und der Posten ist errichtet. So entstand durch andere Abentheurer am Oyapock ein Posten, so am Kuru und Sinnamary, und um die Gränze zu sichern, die uns von den Holländern nicht strei=tig gemacht wird, auch einer am Maroni, und alle tau=gen zu nichts.

Um dies deutlicher einzusehen, darf man nur beden=ken, daß zu Oyapock funfzehn Soldaten, zu Apruage sie=ben; zu Kuru achte, zu Sinnamary zwanzig und zu Ma=roni fünf und zwanzig stehen, was nutzt die Zerstreuung dieser Menschen? Was können diese auf die Polizei wir=ken? — Gerade dadurch, daß ihr Dienst nicht streng und regelmäßig ist, überlassen sie sich der Ausschweifung, der Trunkenheit und Nachlässigkeit, und stiften dadurch mehr Böses als Gutes, wovon selbst die Offiziere nicht ausge=schlossen sind. Denn da sie in diesen Wüsten von aller Gesellschaft, und so auch von aller Aufmunterung zum Studiren und Kultur abgeschnitten sind, so überlassen sie sich, wie ihre Untergebenen den Ausschweifungen, und werden unfähig zum Dienst.

Doch den größten Nachtheil hat das Hospital, das einer Menge Nichtswürdigen zum Zufluchtsort dient. Ich

bin weit entfernt, eine Anstalt zu tadeln, die dem wahren Nothleidenden eine Stütze ist, und Gott sey vor, das Schicksal solcher Elenden zu verschlimmern, und ihnen diese Hülfe zu rauben; aber wenn Faullenzer und Landstreicher stets an einem Orte sich zeigen, um sich ernähren zu lassen, so kann man nicht sagen, daß man eine Kolonie, sondern eine Herberge für Elende und Bettler errichtet hat. Als ich das letztemal den Sinnamary bereisete, fand ich noch immer die nämlichen Menschen im Hospital, die vorher da gewesen waren; noch immer waren sie elend, und stets betrunken, und es bedarf keines Beweises, daß dergleichen Individuen nichts weniger als den Namen Kolonisten verdienen.

So nehmen mehrere Taugenichtse die Larve des Elendes an, um auf Kosten des Staats sich ernähren zu lassen, und die Posten kosten jährlich sechzigtausend Franken zu unterhalten, ohne daß sie nur einen entschiedenen Vortheil brächten. Dies kann man auch um so weniger erwarten, da sie weder unter sich, noch mit dem Hauptorte in Verbindung stehen, indem es äußerst wenig Wege giebt, die Cayenne mit dem festen Lande verbinden, und diese noch dazu äußerst schlecht sind. Zwar wurde ein scharfer Befehl gegeben, die Wege zu bessern, allein die Einwohner ertragen lieber alle Unbequemlichkeit, als daß sie, selbst in der guten Jahreszeit etwas an das Verbessern der Wege wenden sollten. Es wurde eine Strafe darauf gesetzt, wenn die Wege nicht gebessert würden, allein die Wege blieben wie sie waren, und die Strafe wurde — nicht bezahlt; man sahe das Gesetz als

eine Tirannei an, und klagte darüber: ein Beweis, daß, wenn die Unordnung einmal zu einem gewissen Grad gestiegen ist, alle Gesetze vergeblich sind. Man kann daher auch zu den verschiedenen Posten nicht anders als zu Wasser kommen, und die Beschwerlichkeit sowohl, als die Kosten einer solchen Reise von mehr als hundert Lieues, um die Posten zu visitiren und ihre Oekonomie und Polizei zu untersuchen, verbietet von selbst, dies Geschäft zur gehörigen Zeit zu unternehmen und die Ordnung zu erhalten. Von allen abgeschnitten, sich selbst überlassen, denkt man denn in diesen Posten auf nichts, als sich in Tafia zu betrinken, und mit den zugetheilten Negern so viel zu bauen, als man braucht, ohne auf die Zukunft oder unangenehme Zufälle zu rechnen. Mißlingt nur einmal die Aerndte, oder tritt schlechte Witterung ein, so trifft die Einwohner Hunger und Elend, und der Staat hat eine Menge Elende zu ernähren, ohne daß die Kolonie auch nur einen Fuß breit bearbeitetes Land gewinnt.

Aus dem allen sieht man leicht, daß die so gerühmten Posten für die Kolonie zum größten Nachtheil sind, und wenn sie auch nicht auf einmal plötzlich aufgehoben werden können und dürfen, so bin ich doch überzeugt, daß dies nach und nach geschehen kann. Besonders halte ich es für äußerst vortheilhaft, in der Nähe des Hauptortes mehr Kolonisten herbeizuziehn, um von da aus die Kolonie zu vergrößern, die verschiedenen Niederlassungen durch bequeme Wege und Kanäle mit einander zu verbinden, und selbst auf die Eigenthümer von Cayenne zu wirken. Man hat auf der einzigen Insel von Cayenne

dreimahl mehr Bewohner und Neger, als in ganz Guiana, und man könnte die Niederungen vortrefflich behandeln; allein die Eigenthümer lassen sie ungenutzt liegen, und Zeit und Beispiel kann nur auf sie wirken, etwas Nützliches zu unternehmem. In dieser Hinsicht wählte ich denn auch die Plänen am Kaw, die Niemand angehörten, um eine Arbeit im Großen zu unternehmen, obgleich am Apruage und Oyapock mehr wüste Plänen von eben so gutem Boden sich befinden. Die Austrocknung dieser Niederungen, der vortreffliche Boden und der gute Erfolg der Arbeit muß dann gewiß mehrere herbeiziehen und zu ähnlichen Austrocknungen ermuntern; die Kolonisten würden nach und nach die hohen Ländereien die ihnen keinen Nutzen bringen, sondern Verlust, verlassen, und dadurch würden die Posten von selbst eingehen, und die Einwohner der Quelle des Wohlstandes sich nähern.

Man hat die Posten immer als Mittel angesehn, den Empörungen der Neger vorzubeugen, allein dieser Vorwand ist ganz untauglich; denn man hat ja auch Quartiere, wo gar keine Soldaten sind, wie z. B. zu Rura, la Comte und an dem Flusse Kaw. Zu Domingo habe ich ganze Quartiere gefunden, wo dreißig bis fünfzig tausend Neger sich befanden, und die zwölf bis fünfzehn Lieues von den Garnisonen entfernt waren. Wenn man nun in Surinam nach eben dem Plan hätte handeln wollen, wie viel einzelne Posten und zerstreute Garnisonen wären dann nöthig gewesen? Gesetzt aber, an irgend einem Orte rebellirten die Neger, die auf Guiana weit ruhiger sind, als an irgend einem Orte, so kann man ge-

wiß wenig auf sieben oder acht Mann Soldaten bauen, die immer betrunken sind, und deren Offiziere unfähig sind, eine kluge Anordnung zu machen. Aus eben der Rücksicht halte ich auch den Posten am Maroni für unnütz, ob er gleich ein militärischer Posten ist, denn mit zwanzig Mann eine Gränze zu decken, die uns Niemand streitig macht, ist ungereimt, und es wäre besser ein Schatten-Fort wegzuschaffen, das dem Staate so viel kostet und nichts einbringt.

Ich habe bisher gezeigt, daß der südliche Theil von Guiana besser sey, als der nördliche; daß von Makuria bis Sinnamary die Verbindungen zwar leichter und freier sind, als an irgend einem andern Orte, aber daß auch der Boden schlecht ist, und nur die Viehzucht gedeiht; daß die Krümmungen am Kuru eine mit Seesalz geschwängerte Sandbank ist, auf der einige Jahre die Pflanzen vortrefflich wachsen, von der aber nach zehn bis zwölf Jahren nichts übrig bleibt, als das caput mortuum, das die armen Einwohner durch Dünger umsonst zu bessern suchen; daß endlich an den Flüssen Kaw und Apruage und in dem ganzen südlichen Theile, vortreffliche zusammenhängende Niederungen sind, wie in Surinam; es entsteht nun die Frage: wie sind sie zu bepflanzen?

Von Mahuri bis Uissa sind vortreffliche Plänen, die zu großen Pflanzungen von Tabak, Kakao, Kaffee, Zukkerrohr, Getraide, Gemüse und Früchten des Landes; die höhern Ländereien dieser Gegend sind zu kleinern Pflanzungen von vier bis dreißig Neger Arbeitern geschickt.

In den Wäldern findet man Vanille, und eine Art Strauch, dessen Rinde an Geschmack und Geruch sich dem Zimmt nähert, allein die Güte hat sie nicht, wie vom ächten Zimmtbaum; indessen gedeiht nicht nur dieser vortrefflich auf Guiana, sondern auch der Gewürznelken= und Mußkatennußbaum. Vom letztern hatte man Nüsse von Isle de France hierher gepflanzt, allein sie waren alle verdorben. Der Chirurgus Reyer erhielt von einem Fremden vier Nüsse, die er den 8. Februar 1773 in seinen Garten pflanzte, und nach der Vorschrift des Herrn Poivre behandelte. Nach drei Monaten giengen zwei auf, von denen aber eine wieder zufällig verdarb. Die andere wuchs langsam, aber gut, und den 24. Juni 1774 war sie sechs Zoll hoch gewachsen. Im Mai 1777 war sie sechs und einen halben Fuß hoch und zwei und einen halben Zoll stark, und im April hatte sie geblüht. Vom Zimmtbaume hatte man schon Rinde eingesammelt, so wie vom Gewürznelkenbaume Nelken.

So wie Kultur des Bodens und Anbau desselben einmal regelmäßig getrieben wird, so wird und muß sich auch der Handel heben, und Polizei und Sittlichkeit wieder ihre rechtmäßige Stelle einnehmen. Bis jetzt waren alle diese von Guiana geflohen, oder vielleicht nie da gewesen; denn Faulheit und Trunkenheit erzeugen Armuth, und auf deren Boden geht Handel und Moralität im ersten Keime verloren. Man hat bis jetzt vortreffliches Zuckerrohr gebaut, aber Niemand dachte an eine Zuckersiederei, und als eine angelegt wurde, schrie alles dagegen. Aller Zuckerrohrsaft wurde zu Tafia destillirt,

von dem keine Bouteille außer Landes verkauft, sondern alles im Lande selbst getrunken wurde. Das größte Glück eines Einwohners von Cayenne ist, täglich seine Bouteille Tafia zu trinken, und eine Menge Kabarets und Kramläden locken den letzten Heller aus der Tasche. Kein Gesetz ist im Stande diesem Uebel zu steuern, als Industrie, Arbeitsamkeit und richtige Behandlung des Bodens.

Ueber die Art der Anpflanzungen selbst läßt sich nichts Bestimmtes sagen, der Handel ist hier der beste Wegweiser; nur muß gleich Anfangs ein gewisser Zuschnitt gemacht werden, damit nicht jeder Einzelne unüberlegt eine Art von Gewächsen baut, wodurch die Produkte überhäuft werden, und für den Handel keinen Vortheil bringen.

Neben der Kultur des fruchtbaren Bodens aber, verdient auch der Viehstand einer besondern Aufmerksamkeit. Man hat seit der Niederlassung der Franzosen in Guiana eine Menge Hornvieh angeschafft, allein bei der schlechten Behandlung hat es sich zehnmal geringer vermehrt, als es nur bei mittelmäßiger Aufsicht geschehen wäre. Die Sorge für das Vieh übertrug man armseligen Weißen, die nicht im Stande waren, es in Ordnung zu erhalten, da man ihnen keine Neger zur Unterstützung gab. Das Vieh weidete daher nur auf natürlichen Savanen, und weil man nie auf Vorrath an Futter dachte, so litten sie in schlechten Jahreszeiten, und ein großer Theil verhungerte. Ein oder zwei Hirten waren nicht im

Stande, eine große Heerde sorgfältig zu bewachen, und die Tiger richteten oft fürchterliche Verwüstungen an. Endlich verlor sich auch ein großer Theil aus Mangel an Aufsicht von der Heerde, verirrte sich in den Wäldern, und wurde wild. Eben so unbehutsam geht man mit dem Schlachten des Viehes um, da jeder Einwohner auf seine Rechnung eine Menge Kühe und Kälber schlachten läßt, ohne daß die Polizei hier eine Aenderung machte. Da dies unstreitig dem Viehstand schadet, war es nothwendig, in Cayenne ein öffentliches Schlachthaus zu errichten, und den Werth des Kuh- und Kalbfleisches auf den niedrigsten Preis zu setzen, damit mehr Ochsen geschlachtet und das Zuchtvieh geschont wird.

Bei allen diesen Fehlern hat sich der Viehstand in Guiana noch immer am besten erhalten, und er verdient daher auch noch mehr gehoben zu werden. Zu seiner Verbesserung könnte man von der Afrikanischen Küste, vom Kap Bojador bis Senegal Vieh kommen lassen; am besten aber wäre es von Para. Zwar könnte es scheinen, daß Portugal uns Schwierigkeiten machte, Vieh verabfolgen zu lassen, allein richtige Erläuterungen würden auch diese Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Wir Franzosen verzehren jährlich in Amerika zwanzigtausend Ochsen, und wohl noch mehr; und alle diese erhalten wir von Spaniern und Engländern, weil wir nirgends Viehzucht im Großen haben. Wenn uns nun auch Portugal von Para aus Vieh zukommen ließe, um unsere Hornviehzucht zu heben, so würden die Portugiesen deswegen keine Haut weniger

verkaufen als vorher, sondern nur die Engländer und Spanier würden dabei verlieren. Machten wir mit Portugal den Vertrag, ihnen die Häute ausschließend zu verhandeln, so würde dies vielleicht ein Mittel seyn, es noch geneigter zu machen, uns mit Hornvieh zu versehen.

Der nämliche Fall ist auch bei der Pferdezucht. So gut auch am Kuru und Sinnamary Rindvieh und Pferde gedeihen, so hat man bis jetzt doch nur äußerst wenig Stutereien, die aus fünf bis sechs Stuten bestehn, und von Menschen besorgt werden, die nicht die geringste Kenntniß davon haben. Wenn von Frankreich einige gute Beschäler und ein sachverständiger Mann hieher geschickt würden, so würde auch die Pferdezucht bald eine andere Gestalt gewinnen. Ohne Mühe gewinnt man nichts, und ein Aufwand auf solche Anstalten würde bald sich reichlich verinteressiren; denn ich glaube behaupten zu können, daß mit hunderttausend (Franz.) Thalern in wenig Jahren sechs Stutereien, jede von hundert Mutterpferden, und eben so viel Rindviehheerden jede von dreihundert Kühen hergestellt wären, die ein Weißer mit zehn Negern gut und bequem besorgen könnte. Nur müßte ein richtiger Plan, in Rücksicht der Weide gemacht werden, um so mehr, da schon jetzt mancherlei Streitigkeiten über die Trifft unter den wenigen Einwohnern entstanden sind. Pflänzer machten nämlich ein Stück Land urbar, und Hirten trieben mit ihrem Vieh darauf und verdarben die Pflanzung, weil sie glaubten mehr Recht zu dem Boden zu haben als der Pflänzer; derglei-

chen Unannehmlichkeiten müssen durchaus vermieden werden, wenn die Kolonie empor gehoben werden soll.

Die mehresten Einwohner haben bisher von der Jagd und Fischerei gelebt, und sowohl die Leichtigkeit sich dadurch zu erhalten, als die beständige Zerstreuung hat sie dem Leben der Wilden näher gebracht, und ihnen Abneigung gegen ein thätigeres Leben eingeflößt. Dabei hat man auch eine Menge Neger beschäftigt, welche durch Urbarmachen fruchtbarer Niederungen weit vortheilhafter hätten können gebraucht werden, und wo bei weitem nicht so viel umgekommen wären, als bei der Jagd und Fischerei: eine Beschäftigung, bei welcher täglich mehrere Neger ihr Leben einbüßen. Ich will damit nicht sagen, daß man weder Jagd noch Fischerei treiben solle, denn auch dies hat seinen Nutzen, besonders wo der Fang reichlich ist; allein bis jetzt hat es für die Kolonie keinen andern Nutzen gehabt, als daß der einzelne Einwohner einen Theil Nahrung sich dadurch verschaffte. Soll aber der Vortheil fühlbar bleiben, so muß er nicht bloß individuell seyn, sondern sich auf das Ganze erstrecken; und dies kann man nur dann erst erwarten, wenn die Kolonie nach einem gewissen Plan zur Ordnung und Kultur des Bodens übergeht. Schickt dann Frankreich einige Schiffe, und Männer, die das Einsalzen verstehen, so wird der reichliche Fischfang von Seekühen und Schildkröten nicht nur eine Nahrungsquelle für Guiana, sondern auch ein wichtiger Handelsartikel nach den Antillen.

Guiana ist reich an Wäldern, welche vortreffliches

Holz liefern, und es sind mancherlei Projekte gemacht worden, dies zu benutzen; allein bei gegenwärtiger Lage der Kolonie ist in dieser Hinsicht gar nichts zu machen, wenn nicht die Kosten den Ertrag beträchtlich übersteigen sollen. Denn um Holz zu fällen und fortzuschaffen, braucht man Menschenhände, Maschinen, Wege und Kanäle, und von alle dem besitzt man bis jetzt wenig oder gar nichts. Nur die Zukunft und der Flor der Kolonie kann das herbeiführen, was man jetzt umsonst wünscht oder mit ungeheuern Kostenaufwand ausführen kann. Zwar haben Einwohner und Indianer in den Waldungen fürchterliche Verwüstungen gemacht, allein bei dem allen ist noch immer Holz genug da. In dem Theile, welcher dem Könige gehört, wohnen etwa sechshundert Indianische Krieger oder Jäger, also Alte, Weiber und Kinder dazu gerechnet ungefähr zweitausend Menschen, die hie und da zerstreut leben, und auf diese kann man immer jährlich dreitausend Arpens Holz rechnen, die sie abbrennen und aushauen. Und doch bleibt Holz genug, das zu Baustämmen und Mastbäumen, zu Zimmer- und Tischlerarbeit tauglich ist.

Um aber über diesen Gegenstand bestimmte Nachrichten zu haben, schickte ich einen geschickten und thätigen Einwohner von hier, Namens Bagot, mit dem Zimmermann, den ich von Brest mitgebracht hatte, an den Apruage, Oyapock und die daran stoßenden Krickes, um die Beschaffenheit und Gattung der Hölzer zu untersuchen; nach einer andern Seite aber schickte ich den Geographen Brodel mit Indianern und freien Negern, um

alles geometrisch zu untersuchen und zu bestimmen. Bagot fand bei seinen Untersuchungen am Apruage und Oyapock über achttausend vortreffliche Stämme, von dem anderen aber kann ich nichts bestimmtes angeben, weil die ausführliche Arbeit über diesen Gegenstand mir verloren gegangen ist. Den Maroni, Mana, Cananama haben die Europäer noch nicht berührt, desto mehr verwüsten aber die Indianer daselbst; indessen bleiben der Sinnamary, Kuru, la Comté, Orapu, Kaw und alle südlichen Flüsse über dem Oyapock bis Vincent-Pinson lange eine unerschöpfliche Holzquelle.

Unter den mannichfaltigen Projekten, die man zu Paris gemacht hatte, war auch das einer Baumschule, um Bäume zu Bauholz zu ziehen und zu pflanzen. Ich nahm daher einen Gärtner von Paris mit, um einen Garten anzulegen und Versuche zu machen, allein mancherlei Erfahrungen überzeugten mich hinlänglich, daß das Ganze eine Schimäre sey, die wenn sie auch wirklich ausführbar wäre, doch von armen Einwohnern, die nicht Menschenhände genug hatten, ihre Pflanzungen zu besorgen, am wenigsten ausgeführt würde. Von allen dem Saamen, den ich von harten Holzarten hatte sammeln und im Garten säen lassen, war eine einzige aufgegangen, nämlich vom Karapa; *) alle anderen, als

*) Carapa, einer der größten Bäume in Guiana, dessen Stamm zwischen sechzig und achtzig Fuß hoch wird. Die Seefahrer schätzen vorzüglich die aus demselben verfertigten Mastbäume. Die Frucht desselben ist eine Art Mandeln, aus denen ein dik-

von Balata *), Kühhorn **), Cupi ***), Bagassa †), u. a. m. blieben aus, weil alle diese Bäume nur in großen Wäldern wachsen, wo sie ein Erdreich von verfaulten Blättern, beständige Feuchtigkeit und Schatten haben, und auf einem offenen, umgegrabenen Boden, wo alles das ihnen auf einmal entzogen wird, schlechterdings nicht gedeihen können. Ich gab daher auch den ganzen Plan auf, und machte den Garten zu einem öffentlichen Garten, in welchem Fruchtbäume und Gemüsearten vortrefflich wachsen.

Dies sind die Resultate meiner Untersuchungen während meines Aufenthalts zu Cayenne, und ich

kes, bitteres Oel gezogen wird, womit die Indianer sich beschmieren, um sich gegen den Stich der Insekten zu schützen.
Anm. d. Ueb.

*) Balata, oder Curatari, ebenfalls ein hoher Baum.

**) Kühhorn, bucida buceras L. mangle iulifera, grignon, Kätzchentragende Mangle, Kühhorn, wird dreißig Fuß hoch und einen Fuß im Durchschnitt. Der Griffel wächset oft aus der Blüte stark hervor, und hat das Ansehn eines Kühhorns, daher der Griechische Name bukeras, Kühhorn. Die Rinde wird zum Gärben gebraucht, und das Holz ist zu Zimmer- und Tischlerarbeit tauglich, da es sehr dauerhaft, und nicht so leicht dem Wurmfraß unterworfen ist.
Anm. d. Ueb.

***) Cupi, Acioa Guianensis.

†) Bagassa, ein großer Baum, dessen Beere von der Größe einer mittelmäßigen Pomeranze sind. Aus dem Stamme macht man Pirogen. Anm. d. B.

hoffe, daß sie für die Kolonie und für die Regierung nicht ohne Nutzen geblieben sind. Durch meine Ermunterungen hatten sich Ingenieurs und Oekonomen gebildet, Austrocknungen waren gemacht, Niederungen untersucht, gemessen, und nivellirt worden, und auch in Paris setzte ich meinen Briefwechsel mit den Kolonisten von Guiana fort, als 1790 Baron von Besner mit einem neuen Plane auftrat. Als dieser Mann Kommandant der Truppen zu Cayenne war, veranstaltete er gleich nach der Katastrophe von Kuru eine Niederlassung Teutscher Pflänzer an den Ufern des Tunaigrande, von der nichts mehr zu finden ist, und eben so wenig war er mit seinen Anlagen auf hohen Gegenden glücklich; ein Beweis, daß er von der Kultur des Bodens keine Kenntnisse hatte. Er entwarf hierauf zu Paris mancherlei Projekte, die meine Reise nach Guiana veranlaßten, und die ich als unausführbar vorstellte. Nun wollte er eine Niederlassung am Kassipaour ausführen, die jedem Theilnehmer nicht mehr als zwölftausend Livres mit einmal kosten, und ihm jährlich vierzigtausend Livres eintragen sollte.

Besner kennt die Gegend am Kassipaour nicht, kein Ingenieur hat sie nivellirt oder den Boden untersucht, und doch ist dies durchaus nothwendig, ehe ich bestimmen kann, ob sie Vortheil bringt oder nicht.

Besner behauptet, nicht mehr als zweihundert und siebzig Neger nöthig zu haben, ohne Ingenieurs und Oekonomen während der drei Jahre, die zur Austrock-

nung nöthig sind, zu brauchen. Diese Neger will er auf den Antillen kaufen, weil diese an das Klima und die Arbeit gewöhnt sind; allein jedermann weiß, daß kein Einwohner Sklaven ohne Ländereien verkauft, und wenn es ja im Einzeln geschieht, so sind es Neger, die nichts taugen und die man gern loß seyn will.

Der ganze Plan war grundloß, aber er wurde mit Freuden aufgenommen, und Besner gieng — als Gouverneur nach Cayenne.

Von dieser Zeit an zog ich mich von dem Schauplatz gänzlich zurück, und stellte selbst meinen Briefwechsel ein, um Keinem meiner Bekannten Verdruß zu machen. Ich weiß daher von der Lage der Kolonie nichts mehr, eben so wenig als davon, was die Revolution auf den Zustand derselben für Einfluß haben wird.

II. Abschnitt.

Reise nach Surinam.

Erstes Kapitel.

Abreise des Verfassers. — Empfang zu Paramaribo. — Schilderung der vornehmsten Männer in Surinam. — Rückreise nach Cayenne. — Vorfall mit einem Englischen Kaper. —

Noch ehe ich nach Cayenne kam, wünschte ich nichts so sehr, als eine Reise nach Surinam zu machen, um nicht nur Boden und Klima, sondern auch die Anstalten und Arbeiten daselbst kennen zu lernen, um daraus für Guiana einigen Nutzen zu ziehen.

Indessen ereignete sich die Flucht der Marronen von Surinam, und erzeugte das Projekt, diese Emigranten auf unserm Boden aufzunehmen. Man hatte sie in Surinam verfolgt, und über den Marroni auf unser Gebiet getrieben, und bei meiner Ankunft zu Cayenne war schon der Gouverneur Fiedmont gegen sie zu Felde gezogen, weil unsere Indianer vor ihnen geflohen waren, und sich an die Küste begeben hatten.

Diese Angelegenheit, von der ich schon oben gesprochen habe, ließ mir wenig Hoffnung, meinen Wunsch, mich von der Einrichtung Surinams näher zu unterrichten, erfüllt zu sehen, um so weniger, da die Holländer äußerst eifersüchtig und heimlich sind; allein mancherlei Umstände vereinigten sich so, daß ich wirklich eine grössere Rolle spielen mußte, als ich mir jemals hatte träumen lassen, und ohne daß ich es vorher darauf angelegt hatte, in alle Geheimnisse ihrer innern Angelegenheiten initiirt wurde. Nach einer kurzen schriftlichen Unterhaltung schrieb ich nämlich dem Gouverneur von Surinam, es sey am besten, sich über die Angelegenheiten mündlich zu unterreden, ich würde also selbst kommen, um die Mittel zu verabreden, mit vereinigten Kräften gegen die Marronen zu handeln; und da man schon vorher von Paris aus nach Surinam geschrieben hatte, ich würde mit wichtigen Aufträgen hinkommen, so muthmaaßte man von meiner Reise eine geheime Absicht, und legte ihr ein größeres Gewicht bei, als sie wirklich hatte.

Am 10. Julius 1777 reiste ich in Gesellschaft des Herrn Metterau und des Ingenieurs Mentelle von Cayenne ab, und als ich am Ausflusse des Surinams ankam, erwartete mich schon ein Offizier, der sogleich dem Gouverneur von meiner Ankunft Nachricht gab, und mich nach der Stadt begleitete, welche eine Viertelmeile davon entfernt ist. Ich fuhr in einer Schalupe, die mir nachgefolgt war, mit dem Hrn. Mentelle voraus, und so bald man zu Paramaribo die königl. Flagge sahe, ertönte von allen Batterien der Donner der Kanonen, die Trup=

pen standen unterm Gewehr, und alles war in Bewegung. Eine ungeheure Menge Menschen stand am Ufer; beim Aussteigen empfieng mich der Generalstab, und fünfzig Schritte weiter stand der Unterkommandant der Kolonie und die Adjutanten des Gouverneurs. Als ich endlich bei dem Gouvernementshause ankam, empfieng mich der Gouverneur, zwei Räthe und zwei vornehme Einwohner, und ersterer übergab mir seine Wohnung, weil er sich eine andere gewählt hatte, als er erfuhr, daß ich ankommen würde.

So erhielt meine Ankunft durch die öffentliche Meinung, durch Vermuthungen, durch die Gährung und innere Lage von Surinam einen Glanz, den ich als Generalkommissair des Seewesens gar nicht erwartet hatte, und ich mußte mich ganz zusammennehmen, um bei diesem Empfange nicht außer Fassung zu kommen.

Nach mir kam Madame Malouet an, der die nämlichen Ehrenbezeugungen wiederfuhren, und in den sieben Wochen, wo ich mich hier befand, bin ich nicht einmal in die Stadt oder aus derselben gegangen, ohne daß die Kanonen ertönten, stets begleiteten mich wenigstens zwanzig Personen; Herren und Damen vom ersten Range, und auf unsern Spazierfahrten mußte stets eine Schalupe mit Musik vor uns herfahren.

Das, was mir diese Ehrenbezeigungen erwarb, öffnete mir auch ohne mein Zuthun den Weg zu allen innern Angelegenheiten der Kolonie. Man wird sich erinnern,

daß die Kolonie in zwei Parteien getheilt war; an der Spitze der einen Partei stand der Gouverneur, und auf seiner Seite waren die mehrsten Einwohner, die andere Partei bildete der Oberste N., ein Anhänger des Prinzen von Oranien, der die Absicht hatte, die Kolonie um ihre Freiheit zu bringen, und sie dem Prinzen zu unterwerfen. Der Oberste äußerte öffentlich, daß ich den geheimen Auftrag habe, die Lage der Kolonie genau zu untersuchen, und der Gouverneur glaubte es eben so leicht, als jener es behauptete. Seit zwei Jahren lebten sie in Dißharmonie, und wenn sie gleich zusammen speisten, und in meiner Gegenwart sich äußerst artig gegen einander betrugen, so schalten sie doch auf einander, wenn sie allein waren. Der Gouverneur schilderte mir den Obersten als einen Narren, und der Oberste den Gouverneur als einen Räuber und Verbrecher, und jeder versuchte bei mir seine Sache von der besten Seite darzustellen. So zwangen mich diese beiden Männer selbst zu einer politischen Intrigue, die ich mit aller möglichen Vorsicht fortsetzte, um dadurch die Belehrungen zu erhalten, die ich wünschte. Ohne mich also gerade zu auf eine Partei zu schlagen, ob ich gleich der des Gouverneurs den Vorzug geben mußte, gab ich jeder Darstellung immer die Wendung einer genauern, öffentlichen Untersuchung, um jede bestimmte Antwort mit Höflichkeit von mir abzulehnen.

Auf diese Art erhielt ich die Erlaubniß, daß meinen beiden Gefährten Metterau und Mentelle alle mögliche Unterstützung bei ihren Untersuchungen wiederfuhr; so wurde ich in die Geheimnisse der innern Angele-

genheiten der Kolonie eingeweiht und erfuhr alles genau, was auf die Kolonie irgend einen Bezug hatte.

Der Gouverneur Nepveu war eigentlich ein geborner Pariser und ein Anverwandter des durch Boilau berühmten Nepveu. Er kam als Schiffsjunge nach Surinam, wurde dann Faktor, Sekretair, Procurator, u. s. f. bis er endlich die Gouverneursstelle erhielt, und jetzt eine Einnahme von mehr als hunderttausend Thalern hat. Durch Gewandheit und Eifer in Geschäften, erwarb er sich das Zutrauen der Kolonie. Er schreibt vortrefflich, ist schnell im [illegible]iten, lebhaft und fein, wenn er Zeit hat sich vorzubereiten; außer seinem Kabinet aber, in Gesellschaft und bei freundschaftlichen Gesprächen kann man ihn leicht durchschauen; und da er dies auf alle mögliche Art verbergen will, so bekommt er oft das Ansehn eines Einfältigen. Sein einziger Wunsch ist, nun auch noch eine große Rolle in den Generalstaaten zu spielen, und die Meinung, daß ich ihn bei meinem Hofe unterstützen, und die Erfüllung seiner Wünsche befördern könnte, erwarb mir bei ihm Zutrauen und Achtung.

Der Oberste N. hat sich vom Subalternen zu dieser Stelle emporgeschwungen, und da er sein Handwerk als Soldat gut versteht, erwarb er sich die Gewogenheit des Prinzen von Oranien, und wurde von ihm zu dem Geschäfte bestimmt, die Kolonie unter ihn zu bringen. Allein um einen solchen politischen Streich auszuführen, muß man andere Männer wählen, als diesen Obersten;

denn es ist unmöglich, mit mehr Einfalt und Unbedachtsamkeit einen Knoten zu knüpfen, als er; schon bei der ersten Scene seines Schauspiels löset er ihn, — und ohne die geringste Vorsicht setzte er mich bei der zweiten Zusammenkunft in Besitz seines Portefeuilles, seiner Instruktionen, seiner Projekte und anzuwendenden Mittel. Es war daher äußerst leicht, mich seiner zu bemächtigen; denn da er an dem Französischen Hofe gern für den einzigen Offizier gelten wollte, der Amerika von den Marronen zu reinigen im Stande wäre, so bedurfte es nur meines natürlichen kalten Blutes, seine kleinlichen Auseinandersetzungen gelassen anzuhören, um in seinen Augen als ein großer Geschäftsmann zu erscheinen.

Die zweite Person in der Kolonie ist der Kommandant Texier, ein Mann von vielen Verdiensten. Er ist zu Hamburg geboren, aber ursprünglich Franzose, wie auch sein Ton und sein Charakter zeigen. Er war Sekretair bei dem Prinzen Moritz, dann Lieutenant bei der Infanterie, hierauf Kapitain im Dienste der Kompanie, hierauf Fiskal und endlich Kommandant. In seinem Betragen zeigt er Geschicklichkeit, Klugheit, Verschlossenheit und Verträglichkeit, besitzt viel politische und literarische Kenntnisse, und wenn ihm die Gewandheit und Lebhaftigkeit des Gouverneurs fehlt, so ist desto mehr Gleichheit in seinem Verhalten und Charakter.

Dugers ist Fiskal oder General-Prokurator, ein junger Mann, der von der Universität Leiden, die das Recht hat einen ihrer geschicktesten Licentiaten zu be-

fördern, zu dieser Stelle kam. Er beträgt sich bei der innern Gährung der Kolonie mit bewundernswürdiger Klugheit, und weiß sich sehr gut in Achtung zu erhalten.

Steverende ist Polizeirath, und nicht nur der heftigste und gefährlichste Feind des Gouverneurs, sondern auch wegen seines Charakters, seiner Kenntnisse und Einsichten der Mann, den die Oppositionspartei am mehresten zu fürchten hat. Er handelt nach Grundsätzen, ist muthig, konsequent, und wie man sagt, auch beredt. Er tadelt den Gouverneur, und verachtet die Kompagnie; beide, sagt er, erniedrigen den Charakter und die Rechte der Republik. Den Obersten scheint er zu schätzen, ohne daß er seine oder des Statthalters Projekte befürchtet.

Menerzaguen ist der Schwiegersohn des Gouverneurs, und wie man leicht vermuthen kann, auch von seiner Partei. Sein Vater war Holländischer Gesandter zu Petersburg, wo er auch erzogen, und wie sein Vater vom Kaiser geschätzt wurde. Er gieng nach Surinam, um hier reich zu werden, und dann nach Europa zurückzukehren. Er hat viel gelesen, und kennt nicht nur sein Land genau, sondern auch alle, wo er gewesen ist.

Dies sind die vornehmsten Personen der Kolonie, die ich täglich sah und sprach; und da jeder seine eigene Rolle spielte, so sieht man leicht, wie ich im Stande war, mich von dem eigentlichen Zustand der ganzen Kolonie genau zu unterrichten. Uebrigens hütete ich mich sehr vor allen persönlichen Verhältnissen, und jedem Gegenstand

gab ich den Anstrich einer öffentlichen Unterhandlung und also auch einer gegenseitigen Untersuchung, um so mehr, da sie mich ohne mein Wissen und Willen dazu autorisirt hatten. Wenn mir daher der Oberste oder irgend ein anderer eine Note übergab, so setzte ich gleich voraus, daß ich mit ihrer Einwilligung mit dem Gouverneur darüber sprechen durfte, um die Angelegenheit in das gehörige Licht zu setzen. So sprach ich mit dem Obersten über die Anzahl der Marronen, sowohl der Freunde als Feinde der Kolonie, und um hierinne gewiß zu seyn, sagte ich dem Gouverneur: „der Oberste behauptet, daß so und so viel Marronen in der Kolonie wären." Der Oberste ist ein Lügner, antwortete der Gouverneur, ich will es euch aus den Protokollen beweisen; und sogleich wurde das Archiv aufgeschlossen, und ich konnte mit so viel Gewißheit, als irgend ein Geschichtschreiber, die erforderlichen Data aus den sichersten Quellen schöpfen. Eben so war es auch mit den Anstalten, die man gegen die Marronen getroffen hatte, jeder beeiferte sich, mir über alles die deutlichsten Aufschlüsse zu geben, und ich durfte nur äußern, ob auch die getroffenen Vertheidigungsanstalten passend wären, oder ob man einen Feldzug gegen die Marronen machen müßte, so nöthigte man mich, den gezogenen Kordon selbst in Augenschein zu nehmen, um darüber zu urtheilen.

So brachte ich also sechs und dreißig Tage mit Untersuchungen aller Art zu, deren Resultate, so wie die der Herrn Metterau und Mentelle der Inhalt der folgenden Kapitel ist. Am 19ten August war endlich

meine Abreise bestimmt, als ein Zufall mich in Verlegenheit setzte, und meine Abreise auf einige Tage verzögerte. Bei dem Ausflusse des Surinams lag nämlich ein Englischer Kaper vor Anker, von dessen Leuten zwei in die Stadt gekommen waren, und geäußert hatten, mein Fahrzeug mit den artigen metallenen Kanonen würde ihrem Kapitain sehr angenehm seyn. Dadurch entstand denn das Gerüchte, der Kaper habe die Absicht mich wegzunehmen, und man könne es ihm wohl zutrauen, daß er einen Französischen Administrator mißhandele, wenn er in dessen Hände fiel. Da der Gouverneur Nepveu nur ein einziges kleines Fahrzeug zu seiner Disposition hatte, und daher den Kaper weder verjagen, noch mich vor Mißhandlungen schützen konnte, da man auch erfuhr, daß er einige Negerfischer eines Holländers weggenommen hatte, so erklärte man ihn für einen Freibeuter, und wollte mich durchaus nicht abreisen lassen.

Der Kaper hatte eine Brigantine von achtzehn Kanonen und eine Mannschaft von zweihundert Menschen, die beständig die Lunte in der Hand hatten. Da sein Schiff eilf bis zwölf Fuß Wasser haben mußte, so lag er eine und eine halbe Meile vom Lande, und ich konnte daher mit meiner Goelette, die nur sieben Fuß Wasser nöthig hatte, mich eine Meile näher am Lande halten. Ich that daher dem Gouverneur den Vorschag, sein kleines Fahrzeug zu bewaffnen, um mich wenigstens vor der Schaluppe des Kapers zu decken, allein Madame Malouet setzte sich dagegen, weil sie schon vor einer großen Seeschlacht zitterte.

Die Reise zu Lande zu machen, war wegen der Sümpfe und Maräste unmöglich, und bis an den Marroni hatte man keinen andern Fluß, der ins Meer lief, und wo man sich hätte einschiffen können. Doch dem Holländer ist nichts unmöglich; zwanzig Meilen von hier, sagte der Gouverneur, sollt ihr euch bei dem Posten Oranien einschiffen, und in acht Tagen, während welcher wir den Kordon von Cottica und die schönen Pflanzungen besuchten, hatten 200 Neger einen Kanal eine Meile lang von dem Cotticafluß nach dem Posten Oranien aufgeräumt; meine Goelette war schon auf der Höhe von Oranien angekommen, und am 28sten August begab ich mich am Bord. Dankbar verließ ich ein Land, wo ich so viel Nützliches gelernt und so viel Ehre genossen hatte, und kam ohne einen Zufall den 6ten September bei dem Marroni an. Am 7ten September erhielt ich einen Kurier vom Gouverneur Fiedmont, mit der Nachricht, daß ein Englischer Freibeuter an der Küste kreuze, und Cayenne in Schrecken gesetzt habe, und er rieth mir zugleich, wieder umzukehren; allein ich setzte meine Reise fort, und am 9ten September wurde ich von dem Kaper angehalten und visitirt. Sein erster Schritt war ziemlich unartig, allein er suchte ihn wieder durch Entschuldigungen gut zu machen, und es hatte weiter keine Folgen, als daß das Schrecken bei Madame Malouet eine frühe Niederkunft bewirkte. Am 11ten landeten wir bei dem Sinnamary, und machten den übrigen Weg zu Lande nach Cayenne. Meine Gesundheit hatte gelitten, und ich bekam ein Fieber, das mich

erst zu Ende Oktobers verließ, während der Zeit ich meine Papiere und Beobachtungen ordnete.

Zweites Kapitel.

Schilderung der verbündeten Neger in Surinam. — Marroner Neger. — Vertheidigungslinie.

Die Geschichte der Marronen zu Surinam hat unsere Politiker immer ziemlich beschäftigt, und was das schlimmste war, die übertriebensten Ungereimtheiten wurden mit der größten Leichtigkeit aufgenommen. Denn die Entfernung war zu groß, als daß nicht die Phantasie ihre Rolle auch spielen, und Gegenstände ausmalen konnte, die bei dem forschenden Blick in der Nähe entweder verschwanden oder in einem ganz anderen Lichte erschienen.

Nach den genauesten Untersuchungen und Angaben bestand die Anzahl der verbündeten Neger aus nicht mehr als höchstens dreitausend, die Anzahl der ausgewanderten Flüchtigen etwa aus zweihundert Köpfen, die sich auf unser Gebiet geflüchtet hatten, und hundert und fünfzig die noch in den Wäldern von Surinam zerstreut waren.

Was die verbündeten Neger betrifft, so bestehen sie aus den beiden Nationen von Oca und Saramaca,

und wohnen etwa dreißig Meilen von den Holländischen Niederlassungen. Sie haben ihre Dörfer und Pflanzungen, und erhalten jährlich Geschenke an Waffen, Kleidungen, Geräthschaften u. s. w. die sie mit den Waffen in der Hand einfordern, wenn sie nicht zur bestimmten Zeit ankamen. Als ich mich zu Paramaribo befand, waren gerade fünfzig von ihnen angekommen, mit deren Oberhäuptern ich sprach; und nach alle dem, was ich sowohl selbst hörte und sah, als was mir glaubwürdige Männer, die sich unter ihnen lange aufgehalten hatten, erzählten, ist es unbezweifelt, daß man weder Arbeit noch Industrie, weder Fleiß noch Wirthschaftlichkeit bei ihnen antrifft. Aus ihrem Gesichte spricht deutlich die durch Gewalt errungene Freiheit, und die durch ihre eigene Kraft erworbene Konstitution; diese zu erhalten, übernehmen sie Arbeit und Strapazen, welche sie außerdem auf alle mögliche Art vermeiden. Nackend und ohne Bedürfnisse wie die Indianer, haben sie keinen anderen Reichthum, als ihr Gewehr, sie kennen keine Arbeit, als um ihre nothdürftige Existenz zu erhalten, und ein Tag in der Woche ist schon hinreichend, ihre Pflanzungen in Ordnung zu erhalten, die ganze übrige Zeit thun sie nichts, als daß sie tanzen und singen. Sind ihre Aexte und Messer vor der Zeit, in welcher sie gewöhnlich neue bekommen, abgenutzt, so gehn sie auf die Jagd oder den Fischfang, und bringen gerade so viel an Wildpret oder Fischen, daß sie dafür eine neue Axt erhalten. Die Holländische Regierung hat mancherlei Versuche gemacht, sie zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit zu bringen, und aus ihnen nützliche Menschen zu machen; man hat ihnen Reiß

und Hirsen, Geld, Tücher und selbst ihr Lieblingsgetränke Tafia angeboten, alles war umsonst, ihr freies, mäßiges Leben war ihnen mehr werth, als alles andere. Ueberdem haben sie auch gelernt aus dem Saft des Zukkerrohrs und der Bananen berauschende Getränke zuzubereiten, und wenn sie diese haben, so sind alle ihre Wünsche erfüllt.

Nach dieser Schilderung sieht man leicht, daß man sie nicht nur als unnütze, sondern auch als beschwerliche Gäste betrachten muß, die immer fordern, und nie etwas geben; und sie in dem Zustand ihrer erkämpften Freiheit zu kultiviren, ist vielleicht schwerer oder wohl gar unmöglicher, als bei den Wilden. Diese kennen die Sklaverei noch nicht nach den unangenehmen Gefühlen, als der Marrone, der oft von einem fühllosen Herrn die unerträglichsten Grausamkeiten erfuhr, denen er durch die Flucht entgieng, die er schon bei den Gedanken an Arbeit fürchtet und letztere zugleich als den Grund seiner erfahrnen Mißhandlungen verabscheut. Man fürchtet daher auch in der Kolonie nichts mehr, als daß sie sich verstärken und vermehren möchten, allein bei ihnen ist der nämliche Fall, wie bei den Wilden, durch starke Getränke entnerven sie sich und zerstören ihre Gesundheit, und nur durch den Beitritt neuer flüchtiger Sklaven erhalten sie ihre Konstitution. In dieser Hinsicht muß man aber von Seiten der Polizei mehr Aufmerksamkeit haben, und nicht allein aufmerksam auf die Sklaven seyn, damit sie weniger Verbrechen begehn, sondern auch streng gehen die Herren, damit diese durch Grausamkeiten ihre

Sklaven nicht zu Verbrechen oder zur Flucht zwingen. Denn gerade die Herren gehen oft unmenschlich mit ihren Sklaven um, und man hat mir fürchterliche Züge von Grausamkeit erzählt, die fast immer unbestraft blieben, das von Seiten der Sklaven nichts anders als Empörung und Verbrechen nach sich ziehen kann. Hingegen habe ich mehrere Pflanzungen besucht, wo Menschlichkeit herrschte, und wo unter den Sklaven nicht die geringste Unordnung anzutreffen war. So bewunderte ich die Zufriedenheit in der Pflanzung der Madame Geoffroy, wo fünfhundert Sklaven arbeiteten, die zufrieden und glücklich waren. Eben so findet man Züge der Dankbarkeit und Liebe selbst bei den feindlichen Sklaven. Der berühmte Baron, Kapitain der feindlichen Marronen, war vielleicht zehnmal in die Pflanzung seines alten Herrn gekommen, in der Absicht, alles anzuzünden. Zum Glück traf er niemals den an, der ihn grausam behandelt hatte, und seiner Gebieterin so wie dem kleinen Herrn wollte er kein Leid zufügen; ehrfurchtsvoll warf er sich ihnen zu Füßen, küßte sie und gieng zurück, ohne etwas Böses auszuüben, weil er seinen Herrn nicht antraf.

Es ist daher gewiß, daß wenn die Sklaven menschlicher behandelt werden, sie auch weniger von ihren Herren entfliehn, und die freien Neger sich nicht nur nicht vermehren, sondern sogar vermindern müssen; auf jeden Fall aber ist der gezogene Kordon ein besseres Mittel, die wenigen unzufriedenen Sklaven im Zaume zu halten, als sie zu verfolgen, wenn sie schon entflohen sind.

zweihundert bewaffnete, und etwa hundert und fünfzig hier und da zerstreute Sklaven hatten alles in Bewegung gesetzt, und alle Offiziere, die ich darüber sprach, versicherten einmüthig, daß ein Krieg gegen Marronen mit unbeschreiblichen Mühseligkeiten verknüpft sey. Alle Bravur und List der Europäer scheitert an der unermüdeten Geduld und Gewandheit der Neger, durch unzugängliche Moräste ziehen sie sich zurück, erhalten ihr Leben bloß von wilden Früchten und Körnern, und bieten auf diese Art der größten Taktik Trotz.

So fest ich von allen diesen Wahrheiten überzeugt war, so fanden doch besonders die Aeußerungen über die feindlichen Marronen von Seiten einiger Räthe Widerspruch, und um mich eines andern zu überzeugen, theilte man mir Charten, Plane, Projekte, Aufwand u. s. f. mit, und endlich ersuchte man mich, den gezogenen Kordon selbst zu sehen. Das war es, was ich wünschte, und ich eilte meine Neugierde zu befriedigen, und an Ort und Stelle die Anstalten zu untersuchen.

Der Kordon fängt bei dem Flusse Surinam, bei der Savane oder Stadt der Juden, fünfzehn Meilen über Paramaribo an, wo die Juden uns in ihrem neuen Jerusalem prächtig empfiengen. Hier lernte ich zwei Juden kennen, die durch ihre Gelehrsamkeit und Aufklärung meine Bewunderung erregten; der eine nannte sich Joseph Barios, der andere Isaac Nasci. Dieser letzte ist nie aus Surinam gekommen, und bloß durch sein eigenes Genie erhob er sich über die Vorurtheile seiner Sekte,

und in seinem dreißigsten Jahre war er nicht nur genau mit der Geschichte bekannt, sondern verstand auch richtig Arabisch, Chaldäisch und Ebräisch, so wie er die neueren Sprachen rein schrieb und sprach. Ueber die Sprache der Galibi-Indianer hat er ein Wörterburch in Ebräisch-Rabbinischer Sprache verfertigt, worinnen er zeigt, daß alle Galibi-Substantiven Hebräische Wörter sind. Und dieser Mann, der acht Stunden des Tages in seinem Kabinet arbeitet, und mit berühmten Männern in Europa korrespondirt, beschäftigt sich wie seine geringern Brüder mit dem Kauf und Verkauf alter Treffen.

Der Kordon selbst, den ich fünf Meilen weit untersuchte, verdient Bewunderung, sowohl wenn man die Schwierigkeiten die man besiegen mußte, als die vortreffliche Ausführung betrachtet. Einem Franzosen ist es ganz unbegreiflich, daß dreihundert Neger in zehn Monaten das herstellen konnten, was ich gesehen habe. Man hat quer durch Wälder, Moräste, Höhen und Niederungen eine gerade Linie gezogen, welche sechs und sechzig Fuß breit ist, und von einem Ende bis zum andern zwei und zwanzig Meilen lang werden wird. Bis jetzt ist die Arbeit sieben Meilen weit fertig, und die Geradheit der Linie giebt eine vortreffliche Aussicht. Die Moräste sind ausgefüllt, die Höhen auf ein bestimmtes Niveau abgetragen, die Hohlwege durch Chausseen erhöht, und wo es nöthig war, dauerhafte Brücken angebracht. An der Seite des großen Waldes sind ein Graben und ein Zaun die ersten Hindernisse gegen den Uebergang des Feindes, und von Viertelmeile zu Viertelmeile befinden

sich Posten, die so vertheilt sind, daß immer ein Offizierskommando zwischen zwei Sergeantenpiquets sich befindet, die durch Zeichen und Patrouillen beständig Wacht halten. Jede Abtheilung besteht aus vierhundert Mann, die ein Oberoffizier kommandirt, in dessen Bezirk das Magazin, Hospital und die Munition für seine Division ist.

Dieser Kordon geht über drei Flüsse, wo bewaffnete Wachtschiffe oder Schaluppen die Verbindung unterhalten; die Offiziersposten aber, und selbst die Sergeantenpiquets sind mit einer uns ganz unbekannten Einsicht ausgeführt. Man hat nicht vergessen, was zur Gesundheit oder Bequemlichkeit erforderlich ist, selbst Fruchtbäume und Gemüße, hat man angepflanzt, alles ist mit harten angestrichenen Pallisaden umgeben, und in den Hauptquartieren hat man selbst für Vergnügen und Unterhaltung gesorgt. Und dies alles wurde mit einer ungeheuren Geschwindigkeit ausgeführt; ein einziger Ingenieur dirigirt das ganze Werk, und einige einsichtsvolle Offiziere und Sergeanten unterstützen ihn dabei. Nach einer gewissen Berechnung geben die Eigenthümer Sklaven zur Arbeit, und für jeden Neger bekommt der Herr desselben von der Kolonie dreißig Sols; eben so ist auch die Aufführung der Gebäude einem Einzigen übertragen, indem man eine genaue Berechnung über Materialien und Aufwand nach dem gangbaren Preise gemacht hat.

Indessen läßt dieser Korden noch ein Viertheil der

Kolonie unbedeckt oder entblößt, und wenn er dem Zweck ganz entsprechen soll, so muß er von dem Surinam bis an den Saramaka-Fluß fortgeführt und die Posten vermehrt werden. Jetzt erstreckt er sich nur vierzehn Meilen weit, und erfordert zwölfhundert Mann Wache. Ich äußerte hierüber meine Meinung, und sogleich legte man mir auch schon einen neuen Plan vor, nach welchem das ganze Werk völlig ausgeführt werden soll. Uebrigens ist das Ganze ein Wunder, und verdient in jeder Hinsicht Beifall; besonders hat mir die Chaussee von Perika nach Cottica viel Vergnügen gemacht; mitten durch Moräste geführt, ist sie ein sprechender Beweis, daß dem Holländer nichts zu schwer ist.

Ich habe mich über alle diese Gegenstände etwas weitläuftig erklären müssen, weil sie mir gerade den Weg zu den Untersuchungen bahnten, die mir für Guiana so wichtig waren, und welche ich in den folgenden Kapiteln mittheile.

Drittes Kapitel.

Regierungsform. — Gouverneur. — Räthe. — Fiskal. — Justiz. — Jurisprudenz.

Es ist eine eigene Erscheinung in der Geschichte, daß alte und neue Republiken in ihren Provinzen mehr Gewalt und Ansehen haben, als Monarchien und selbst Despoten in den Ländern besitzen, die von der Hauptstadt entfernt sind. In unsern Französischen Kolonien sehen wir nur zu oft Schwäche, Trägheit oder Bedrückungen, die Administratoren handeln, wie es ihnen einfällt, und ihr Wille ist ihr Gesetz; die Tribunale lassen sich von Interesse und persönlichen Meinungen leiten, und die Regierung ist ohne Thätigkeit und Kraft, weil man Gesetze und Prinzipien als Nebensache betrachtet.

Bei den Spaniern und Portugiesen ist es noch schlimmer; die Regierung oder das königliche Gericht (l'audience royale) besteht aus drei oder fünf Personen, welche wahre Eigenthümer der Kolonie sind, und man muß sich noch für ihre Mäßigung bedanken, wenn sie weiter nichts thun, als daß sie den Gewinn des Handels theilen, ein Uebel, wovon wir Franzosen doch noch weit entfernt sind. Man weiß, daß die Türkischen Paschas an den Gränzen unumschränte Herren sind; vier Fünftheile des Tributs stecken sie in ihre Taschen und lassen sich nicht eher

mit der seidenen Schnur bedienen, als bis ihre Provinz revoltirt und sie der Pforte überliefert.

Das Gesetz muß allen gebieten, und alle sichern, das ist ein Grundsatz, der in den Kolonien einzig gelten muß, und auf dem auch die Festigkeit und der Wohlstand einer Kolonie einzig beruhet. Weiß man gewiß, daß nur das Gesetz richtet und strafet, so geht alles seinen richtigen Gang, und selbst der Richter ist gezwungen, ohne persönliches Interesse zu handeln.

So ist die Regierung in Surinam beschaffen. Hier ist bürgerliche Freiheit, und Recht des Allgemeinen so wie des Einzelnen gesichert; die Verwaltung trägt keine Fesseln, und ihre Thätigkeit ist durch keine Queerbalken gehemmt. Eine einzige Magistratsperson besitzt unter dem Titel Gouverneur die öffentliche Autorität, und da nur er die nöthige Gewalt in Händen hat, das Gute zu befördern und das Böse zu hindern, so ist auch er allein für alles verantwortlich.

Ihm zur Seite ist ein Rath oder eine Verwaltung der Polizei, welche aus zwölf Mitgliedern besteht, die von der Kolonie gewählt werden; der Gouverneur hat das Recht, den ersten Kandidaten, welcher vorgeschlagen wird, zu verwerfen, aber den zweiten muß er annehmen.

Die Räthe theilen sich in die Verwaltung, und ver-

richten, ohne Besoldung, alle Dienste der Subalternen, und zwar nur unter der Autorität und Leitung des Gouverneurs oder des ganzen Rathes. Bei dem ersten Blick scheint diese Abwechselung unbedeutend zu seyn, aber genau betrachtet ist sie sehr nöthig, und zugleich äußerst einfach.

Der Gouverneur, mit dem höchsten Ansehen bekleidet, muß dem Rathe alle öffentlichen Angelegenheiten vortragen, und die Mehrheit der Stimmen entscheidet, ob sein Vorschlag angenommen wird oder nicht. Ist die Mehrheit der Stimmen gegen ihn, und wird ein anderer Schluß abgefaßt, so wird dieser gesetzmäßig, wenn er ihn annimmt. Setzt er sich aber dagegen, so kann er allein nach seinem Vorschlag Verordnungen geben, und man befolgt sie ohne Widerrede; nur hat der Rath und jeder Privatmann das Recht, sie nur als provisorisch zu betrachten, und seine Einwendungen dagegen zu machen; indessen hütet sich der Gouverneur aus eigener Macht Verordnungen zu geben, von deren gutem Erfolg er nicht völlig überzeugt ist. Es ist daher nicht selten, daß der Rath dem Gouverneur gerade zu sagt, eure Verordnung ist ungerecht, drückend, sie ruinirt das Land. Und besteht der Gouverneur dennoch darauf, und macht sie bekannt, so ist kein einziger ungehorsam dagegen. Dies war auch der Fall bei der Verordnung einen Kordon zu ziehen.

Eben das Recht haben auch alle Kommissäre des Raths in ihren Bezirken; sie haben die Polizei eines

Quartiers oder eines Flusses, und ihre Befehle werden ohne Widerrede befolgt; wer darwider handelt, wird gewöhnlich mit hundert Pistolen bestraft. Alle Strafen fallen dem Fiskal zu, und er wird nie ermangeln, die Bezahlung mit aller Strenge beizutreiben. Einwendungen gelten gar nicht, in dem Augenblick, wo er zur Geldstrafe verurtheilt ist, muß er bezahlen; denn ein Tag Verzug verdoppelt die Summe, und bei weiterem Verzug erfolgt Gefängnißstrafe. Dabei hat man aber die Freiheit, sich an den Rath zu wenden, der den Befehl des Kommissärs mindert oder genehmigt, und seine Gewalt einschränkt, wenn er sie mißbraucht. Würde aber der Rath nicht streng gegen den begangenen Fehler eines seiner Mitglieder urtheilen, so tritt der Gouverneur ins Mittel und entscheidet.

So erhielt der Schwiegersohn des Gouverneurs M e n e r z a g u e n, auf einer unserer Wanderungen, bei der er uns begleitete, den Befehl, zwanzig Neger zur Frohne zu stellen. Er antwortete dem Ueberbringer, es sey ein Mißverständniß, letzte Woche habe er seine Arbeit schon gethan, und das war wahr, allein zur Antwort erhielt er die Ankündigung einer Geldstrafe von hundert Pistolen. Sein Schwiegervater N e p v e u war eben zugegen, allein er verlor kein Wort, die diktirte Strafe für ungerecht zu erklären, und Menerzaguen schickte auf der Stelle sein Geld, doch so, daß er sich bei der nächsten Rathsversammlung darüber beschweren wollte. Bei uns würde in diesem Fall Gouverneur und Schwiegersohn in Hitze gerathen seyn, man würde den Kommissär haben holen

lassen, um ihn zu demüthigen und ihm verständlich zu machen, daß man solche Leute nicht mit Geldstrafe belegen könne. Ueberdem ist es in den Französischen Kolonien nichts seltenes, daß, wenn ein Privatmann kühn genug ist, sich gegen die Administration zu setzen, es ihm immer gelingt. Zu St. Domingo habe ich mehrere Beispiele dieser Art gesehen; so war z. B. Nolivos stolz darauf, daß er Festigkeit besäße, und als er einem gewissen Coq-Brün den Befehl gab, einen öffentlichen Weg, den er verschlossen hatte, wieder zu öffnen, war er doch nachgiebig, als ihn dieser gerade zu zur Artwort gab: „daraus wird nichts," und wirklich Wort hielt.

In Surinam hält man unsere verbundene Administration für monströs, weil, wenn bei zwei Agenten sich immer nur einer thätig und der andere leidend verhält, auch einer allein die Stelle versehen könnte. Hingegen wenn beide Kraft und Willen haben zu handeln, so ist dies ein sich durchkreuzendes Feuer, dem sich Niemand nahen darf; und wenn endlich der Stimmhabende gerade der ist, der am wenigsten Fähigkeit und am meisten Starrsinn besitzt, so kann daraus nie etwas Gutes kommen.

Zu Friedenszeiten ist der Gouverneur zugleich Oberkommandant; unter seinen Befehlen steht ein Obristlieutenant, der den Titel Kommandant hat, und die militärischen Angelegenheiten dirigirt. Ist es hingegen Krieg, so schickt man einen General, welcher die Armeen kommandirt, und in dieser Angelegenheit über den Gouverneur ist, aber sich nicht in Civilangelegenheiten mischen darf.

Die zweite Person bei der Regierung ist der Fiskal, der mit seinen Substituten unsere sogenannten königlichen Prokuratoren (gens du roi) ausmacht. Er hat Kriminalfälle, Geldstrafen, die ihm gehören, und die Beobachtung der Verordnungen zu besorgen. Seine Ansuchungen richtet er immer an den Gouverneur, und erhält unmittelbar von ihm entweder die Erlaubniß zu e x e k u t i r e n oder den Befehl n i c h t w e i t e r z u v e r f a h r e n. In diesem Fall kann sich der Fiskal an den Rath wenden, und der Gouverneur ist dann verbunden, die Gründe seines Verbotes schriftlich anzugeben; auch hat der Gouverneur das Recht bei Hauptverbrechen die Strafe zu mildern. Diese Einschränkung ist sehr nothwendig, um der Geldgierde des Fiskals Einhalt zu thun, der sonst Tag und Nacht darauf denken würde, auch die kleinsten Vergehungen aufzusuchen und zu bestrafen, um sich zu bereichern. Auf der andern Seite hielt man es aber auch für nützlich, bei der Bestrafung der Verbrechen das Ministerium zu interessiren; denn es bekommt aus dem öffentlichen Schatz zweihundert Franken, wenn ein freier Mann aufgehängt wird, und hundert Franken, wenn man einen Sklaven aufknüpft, und so werden ihm alle eigentlichen Leibesstrafen verhältnißmäßig bezahlt, eine Einrichtung, die der Französischen Delikatesse ganz zuwider ist.

Die Stelle als Fiskal trägt jährlich fünfzigtausend Livres ein, aber außer seinen civil- und kriminellen Untersuchungen, muß er jeden inquiriren, der wegen seiner Reden oder Handlungen als Feind des Gouvernements angegeben wird, oder der durch Mißbrauch seiner häus-

lichen Autorität der öffentlichen Ordnung schadet. Man hört daher Zeugen ab, und wird er überwiesen, so jagt ihn der Gouverneur aus der Kolonie, und zwingt ihn, einen Administrator seiner Güter zu ernennen.

Was die bürgerliche Justiz betrifft, so wird sie von einem Rathe verwaltet, der ganz von dem Polizeihof verschieden ist. Denn dieser letzte hat nur die Untersuchung krimineller Fälle, in welchen er das Endurtheil spricht.

Die Jurisprudenz besteht im Römischen Rechte und einigen Lokalgesetzen, welche der Gouverneur in Vorschlag bringt und der Souverain sanktionirt.

Das erste bürgerliche Tribunal bestehet aus dem Guverneur, dem Vicepräsidenten und sechs Assessoren; die Appellationen gehören vor dem Justizhof, aber der Gouverneur verordnet die provisorische Exekution, wenn er es für gut befindet.

So vortrefflich die Administration eingerichtet ist, so sehr ist hingegen die bürgerliche Justiz mit Formuln und Ausflüchten der Schikane angefüllt, die von den Subalternen täglich noch vermehrt werden. Es giebt in Surinam mehr als hundert Advokaten, Prokuratoren, Gerichtsschreiber und Gerichtsdiener, und es finden sich immer eine Menge junge Leute, welche sich diesem Geschäfte widmen, das bei den Holländern so einträglich ist, als bei uns. Denn das Plädiren sowohl, als die schriftlichen Aufsätze in Prozessen sind hier so kostbar als irgend=

wo, und der Geist der Schikane äußert sich in seiner ganzen Kraft. Es scheint daher daß alle Rabulistenkniffe aus Europa hierher gekommen wären, um den Advokaten zu bereichern, und den Klienten zu ruiniren; Gläubiger und Schuldner haben gleich viele Schlupfwinkel, den Prozeß ins Weite zu spielen, und die Form desselben macht nur zu oft die Hauptsache aus.

Heurathskontrakte, Testamente, Schenkungen, Verkaufe u. s. w. sind noch nach dem Römischen Recht eingerichtet; Nationalverordnungen hat man über diese Gegenstände äußerst wenige.

Viertes Kapitel.

Finanzen. — Abgaben. — Verwaltung der Einkünfte. — Ausgaben. — Unterhaltung der Truppen. — Einrichtung bei der Verwaltung der verschiedenen Geschäfte. — Landtruppen.

Man kann die Abgaben in Surinam in feste oder bestimmte, und zufällige welche nur bei außerordentlichen Fällen erhoben werden, eintheilen. Jedes Ereigniß, das der Kolonie nachtheilig werden kann, wie z. B. das mit den Marronen, und das eines außerordentlichen Mittels bedarf, bewirkt auch nothwendig neue Abgaben, die aber nur so lange dauern, bis der Schaden ersetzt und die Gefahr aufgehoben ist; man kann daher über diese auch nichts Bestimmtes angeben.

Was die festen Abgaben betrifft, so hat man fünf Arten, welche in fünf verschiedene Bureaus oder Einnahmen bezahlt werden müssen.

Die erste bezahlt zwei und ein halb Prozent von allen Waaren, welche nach Europa geschafft werden.

Die zweite giebt zwei und einen halben Gulden Kopfgeld für jeden Sklaven von vierzehn Jahren, und darüber, Kinder hingegen geben nur die Hälfte. Beide Abgaben entrichten diejenigen, welche Kaffee, Kakao und Baumwolle bauen, und sie kommen in die Kasse der eigentlichen Kompagnie der Kolonie, oder der Eigenthümerin des Landes; Einwohner, welche den Zuckerbau treiben, sind davon befreit, aber sie müssen auf das Pfund Zucker, das sie nach der Hauptstadt schicken, ein Sol abgeben.

Die dritte Abgabe betrifft den Verkauf der Liqueurs, als Wein, Bier, Cider u. s. w. wo man von der Bouteille einen Sol abgeben muß. Von dieser Abgabe sind die Polizeiräthe und Militairpersonen frei, die Justizräthe aber nur in den vier Jahren, wo sie wirklich im Dienste sind. Das Geld, was durch diese Abgabe einkommt, ist für die Kolonie bestimmt, und man bezahlt davon Prediger, Schullehrer und Personen, welche Pension erhalten. Außerdem muß auch noch jeder Kolonist der Güter besitzt, ohne Unterschied, drei Gulden als Kirchenabgabe entrichten.

Die vierte Abgabe ist zwei und ein halb Prozent auf

die Häuser, deren Werth man durch genaue Würdigung bestimmt hat. Die Einkünfte von dieser Abgabe sind dazu bestimmt die Wege um die Stadt, die Straßen, Kanäle und Kais zu unterhalten.

Die fünfte Abgabe wurde 1751 regulirt, um die Kriegskosten wegen der Marronen zu bestreiten. Man mußte hier auf jeden Negerkopf zwei Gulden, und vier Prozent von den jährlichen Einkünften der Kolonie abgeben. Im Anfang des Jahres 1778 wurde diese Abgabe geändert, so daß sechs Prozent von allem Ertrag des Feldbaues abgegeben werden mußten.

Kaufleute, welche in der Stadt wohnen, ohne daß sie eine Pflanzung besitzen, bezahlen jährlich vier Prozent von dem Gewinn, den sie nach Verkauf ihrer Waaren gemacht haben. Jedes Jahr müssen sie den eigentlichen Bestand ihres Vorraths genau angeben, und die Wahrheit ihrer Angabe beschwören.

Eben dies ist auch der Fall bei fremden Kaufleuten. Hat der Kapitain eines fremden Schiffes seine Ladung angegeben, so entrichtet er von dem, was er nach dem Verkauf über sein Kapital gewonnen hat, vier Prozent, wie die einheimischen Kaufleute.

Außer diesen Abgaben, haben die Einwohner auch Frohnen zu leisten. Bei der geringsten Requisition müssen nämlich die Einwohner ihre Neger zur Frohne schicken, entweder um die Provision und Bagage der Detaschements

zu tragen, oder am Kordon zu arbeiten. Auf jeden Neger bezahlt man täglich zwei Eskalins oder Schillinge, die nach unserem Gelde zwanzig Sols ausmachen, und aus der Marronenkasse bezahlt werden. Werden diese Sklaven aber zur Ausbesserung der Festungswerke gebraucht, so muß sie die Kompagnie von ihrer Einnahme bezahlen.

Die Regierung, das heißt der Gouverneur und der Polizeirath können keine außerordentliche Auflage bestimmen, sondern dies muß von den Generalstaaten geschehen; indessen hat der Gouverneur doch das Recht, gegen die Einwendung des Raths und der Kolonie weiter zu gehen, nur muß er für den Erfolg verantwortlich seyn, und wenn der Souverain es mißbilligt, die Kosten allein bezahlen.

Die eigentlichen Abgaben, welche über eine Million Gulden betragen, werden sehr streng beigetrieben, und ohne daß Kosten mit der Erhebung verknüpft sind. Alle Waaren der Einwohner werden nämlich von den verschiedenen Quartieren der Kolonie nach Paramaribo gebracht, wo sie verkauft, oder auf Schiffe geladen werden. So bald nun eine Schaluppe ankommt, muß der Name des Eigenthümers der Wache des Kais laut angegeben werden, und diese fragt dann den Faktor, ob die Abgaben an den Fiskus und die übrigen Kontributionen richtig bezahlt sind. Der Faktor sieht nun in einem Register nach, das aus den verschiedenen Komptoirs gezogen ist, und antwortet: „der Herr hat bezahlt, —

oder der Herr hat so viel zu bezahlen." — Hat der Eigenthümer bezahlt, so geht die Schaluppe zu ihrer Bestimmung ab, wo nicht, so bezahlt der Kapitain oder Kommissionär, an den die Waaren addressirt sind, auf der Stelle die schuldigen Abgaben, und zieht die Summe dem Eigenthümer von dem Werth der Waaren ab. — Eine sehr schöne Gewohnheit, die ich auch in Cayenne eingeführt habe.

Bisweilen sucht einer, der schuldig ist, seine Waaren heimlich einzuschiffen, allein selten gelingt es, weil der Fiskal mit der äußersten Aufmerksamkeit verfährt. Ueberhaupt hat er auch die Schuldner zur Bezahlung anzuhalten, das entweder durch Gefängnißstrafe oder durch Verkauf der Mobilien u. s. w. geschieht.

Die Verwaltung der Finanzen ist einfach aber sehr genau und pünktlich.

Die Kompagnie bezahlt von ihren Einkünften die erforderlichen Kosten des Gouvernements, die darinne bestehen, daß ein Bataillon und zwei Fortereßen unterhalten, die Offiziere besoldet, und der Aufwand auf das Hospital bis auf vierzigtausend Livres besorgt werden. Die ganze Ausgabe beträgt jährlich vier bis fünfmal hunderttausend Livres, allein durch den Krieg gegen die Marronen ist sie viel höher gestiegen, weil man die Truppen vermehrte und ein zweites Bataillon errichtete. Ohne den Aufwand auf den Kordon, bezahlt daher die Kolonie jährlich mehr als viermal hunderttausend Franken als Zubuße für das Gouvernement.

Die Ausgabe selbst bestimmt der Gouverneur, ein Generalkontrolleur setzt sie im Namen der Gesellschaft aus einander, und der Polizeihof bestätigt die Rechnung. Zwei seiner Mitglieder sind Kriegskommissäre und haben die Aufsicht über die Magazine.

Im Hauptorte haben ein Magazinverwalter und zwei Faktoren die Munition zu besorgen, und bei allen Posten muß der Kommandant des Detaschements für die richtige Besorgung stehen; ein Lieutenant aber und ein Sergeant haben unter seinen Befehlen die Kasse und das Magazin zu besorgen. Ihre Register über Einnahme und Ausgabe müssen sie genau führen, die dann der Offizier der die verschiedenen Posten seines Distrikts kommandirt, attestiret, worauf sie dem Kommandeur übergeben, und mit dem Register des Hauptmagazins verglichen werden; alle Kaufe aber geschehen unter der Autorität des Gouverneurs.

Indessen muß man bei dieser Verwaltungsart die Ausgaben, welche aus der besondern Kasse der Gesellschaft bestritten werden, von denen unterscheiden, welche gleichsam als Zuschuß der Kolonie zur Last fallen. Die erstern bestimmt bloß der Gouverneur, und der Polizeihof läßt nur durch Kommissare Magazine, Lebensmittel u. s. f. untersuchen. Bei der zweiten Art der Ausgaben entscheidet zwar der Gouverneur, daß z. B. ein zweites Bataillon auf eine bestimmte Zeit hergestellt sey, daß zu dem Hospital, dem Magazine u. s. w. so und so viel bezahlt werde, daß die oder jene Munition gekauft, dies oder

jenes Gebäude erbaut werde, — aber alle die Verordnungen, wenn die Bezahlung aus der Kasse der Kolonie geht, müssen erst an den Polizeihof oder seine dazu verordnete Kommissäre kommen, welche dem Kassirer die Zahlung auftragen, wenn die Verordnungen angenommen werden, und kein Mißbrauch dabei vorkommt. Ist dies aber der Fall, und die Verordnungen sind für die Kolonie nachtheilig, so verweigert der Polizeihof die Zahlung, und erhält von dem Souverain ohne Schwierigkeit den Befehl, daß der Gouverneur die Kosten für seine schlechten Verordnungen allein tragen soll. Eine vortreffliche Einrichtung, die man auch bei uns nachahmen sollte. Denn ein Französischer Administrator glaubt Wunder was er gethan habe, wenn er nichts in seine Tasche gesteckt hat, und rechnet für sein Verfahren noch auf eine Belohnung; aber ob er Geld und Menschen durch seine Ungeschicklichkeit verschleudert hat, darnach wird nicht gefragt, noch viel weniger, daß es bestraft würde.

Genaue und bestimmte Angaben über die gesammten Einnahmen und Ausgaben der Kolonie Surinam kann ich nicht mittheilen; denn wenn man mir gleich alles offen hinlegte, so war mir es doch nicht möglich es so schnell zu fassen oder auszuziehen, weil ich die Landessprache nicht verstand. Nur eine Rechnung kann ich mittheilen, die ganz genau ist, weil mir sie der Gouverneur selbst aus den Hauptrechnungen mittheilte. Ich schmeichelte ihm nämlich, daß unsere Kolonie gegen die seinige so elend sey, daß sie nach innerem Werthe kaum den dreißigsten

Theil so viel gelte als Surinam, daß sie beinahe gar nichts eintrage, und daß fünfhundert Menschen dem Könige jährlich gewiß sechsmal hunderttausend Livres kosteten. Ich tadelte unsere Regierungsform, lobte dagegen die seinige, das ich mit gutem Gewissen thun konnte, und erhielt dadurch einen genauen Auszug über den allgemeinen Zustand der Ausgaben. Indessen widersprachen sich die Angaben immer, und ich hatte weder Zeit, noch Kenntnisse um sie durch Vergleichung zu berichtigen; nur die einzige vom Gouverneur über die Ausgaben der eigentlichen Gesellschaft zur Verwaltung und Vertheidigung der Kolonie bestätigte sich genau. Nach dieser betrug jährlich

die Unterhaltung von 1500 Mann Truppen	336,258	Gulden.
die Artillerie-Kompagnie . .	19,282	—
die Bedienung bei dem Hospital . .	20,598	—
die Ausgaben bei dem Hospital . .	30,000	—
Einnehmer, Faktoren, Buchhalter, Arbeiter ꝛc.	47,880	—
Unterhaltung der Festungswerke, Gebäude, Sklaven, der Gesellschaft, mit Einschluß der Anschaffung der Materialien, Geräthschaften ꝛc. .	40,000	—
Summa	494,018	Gulden.

Ein Soldat kostet jährlich an Löhnung, Lebensmitteln, Kleidung und Waffen 190 Gulden.

Unter jener Ausgabe sind aber nicht mit begriffen

1) das was man Ausgaben auf Vecbesserungen des Landes nennt, als Unterhaltung der Wege, Brücken, Chausseen und Kanäle, Besoldung der Geistlichen und Schullehrer; diese besorgt die Kolonie selbst durch ihre Deputirten, welches immer zwei Polizeiräthe sind.

2) Die Ausgaben für den Kordon.

Der Unterschied der Ausgaben zwischen Surinam und Cayenne ist wirklich auffallend, aber die Ursachen davon sind eben so einleuchtend.

1) Die Verwaltungsart in Surinam ist weit einfacher als die unsrige, ob gleich auch sehr viel geschrieben wird; denn der Gouverneur hält bloß zu Ausfertigung seiner Geschäfte fünf Sekretäre. Allein dazu giebt ihm die Kompagnie zehntausend Gulden, und die Accidenzien des Sekretariats tragen ihm zwanzigtausend Gulden ein.

2) Bei der Administration bekommt Niemand Besoldung als der Gouverneur, der Kommandeur und der Generalkontrolleur; der Fiskal und die Einnehmer werden durch das Geschäfte selbst bezahlt. Die Räthe bekommen gar nichts, und doch haben sie alle Geschäfte der Polizeikommissäre zu besorgen; da man ihnen aber keine Schreiber bezahlt, so ist ihre schriftliche Arbeit äußerst einfach und kurz.

3) Alle Magazinverwalter, Kassirer und Schreiber sind Offiziere oder Sergeanten der Posten, die außerdem

keine Besoldung für ihr Nebengeschäft erhalten, sondern nur die Hoffnung haben, höher zu steigen, wenn sie sich gut verhalten.

4) Bei allen Arbeiten sind Offiziere angestellt, die recht gut wissen, daß Kenntnisse und Geschicklichkeit in bürgerlichen Angelegenheicen gerade der Weg ist, auf welchen sie sich zu höheren Posten emporschwingen können. Denn was man bei uns einen guten Soldaten nennt, das heißt einen Mann, der sein Kriegshandwerk gut versteht, kann wohl einmal Kommandant der Truppen werden, aber nie eine Stelle oder irgend einen Einfluß bei dem Gouvernement erhalten; da hingegen ein Hauptmann der Infanterie von Kopf, Fiskal, Kommandeur, und selbst Gouverneur werden kann, wie dies der Fall bei dem Herrn Texier ist.

5) Alle Munitionen und Vorräthe, welche von Europa geschickt werden, sind auserlesen und von der besten Beschaffenheit; deswegen braucht man auch hier unendlich weniger als bei uns, wo alles schlecht ist, und immer über die Hälfte verdirbt.

6) Da der Gouverneur verbunden ist alle unnöthigen Ausgaben, die er gemacht hat, wieder zu ersetzen, so ist er sowohl als die von ihm angestellten Offiziere äußerst aufmerksam, nichts unnütz zu verschwenden. Wenn bei der Einrichtung der Artillerie etwas als schlecht verworfen wird, so muß es der Direktor der Artillerie bezahlen, hat aber dabei das Recht, sich an die Arbeiter

zu halten, und sich von diesen den Schaden ersetzen zu lassen. Und diese Verbindlichkeit ist nicht bloß drohend, sondern der Rath hat auch das Recht, wenn er will, alles zu untersuchen, was sich auf Einnahme und Ausgabe bezieht.

Uebrigens hat, außer jenen fünfzehnhundert Mann Truppen der Oberste Fourgeon noch ein Bataillon von seinem Regimente, das die Generalstaaten besolden, wovon er aber bei dem Krieg gegen die Marronen in den Wäldern die Hälfte an Krankheit verloren hat. Von seinen Ausgaben giebt er dem Statthalter Rechenschaft, und der Gouverneur hat die Anweisung, ihm an Munition zu geben, was er verlangt, so wie auch die Detaschements von Landtruppen, die er nöthig hat. Ihm zur Seite sind zwei Kapitains von seinem Regimente, wovon der eine Kassirer und der andere Kommissär ist, aber keine Besoldung darauf bekommen, eben so wenig als die drei Sergeanten, welche ihre Schreiber sind.

Die Landtruppen belaufen sich auf zweitausend Mann, werden von Kommissären des Raths kommandirt, und stehen hier und da in der Kolonie zerstreut.

Fünftes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über Kultur — Ertrag — Schulden — Handel — Sitten.

Wir haben gesehen, daß die Kolonie von Surinam in zwei Partien getheilt war, daß die Flucht der Neger auch auf das häusliche Leben der Kolonisten Einfluß hatte, und man wird leicht begreifen, daß der Wohlstand der Kalonie dadurch einen harten Stoß erlitten hat; allein nichts hindert den Flor derselben mehr, als die ungeheure Schuldenlast, die täglich immer mehr zunimmt. Dazu kommt noch, daß alle Gläubiger in Europa die Kommissionare der Kolonie sind, und ihre Schuldner durch den Zins gleichsam unterjochen: ein Mißbrauch, dem auch die Regierung schwerlich abhelfen kann.

Alle gemeine Kontributionen und Ausgaben zusammengenommen übersteigen beinahe um ein Fünftheil die Einkünfte; die Abgaben für Kommission, Schiffsfracht, Lagergeld und Verkauf nach Europa nimmt zwei Fünftheile des Eintrags weg, und außer den Kapitalinteressen, welche sechs Prozent betragen, sind noch die Kosten für Urbarmachen, Unterhaltung und Erneuerung der Neger und Gebäude zu rechnen, welche ich nach der Angabe aller Einwohner auf ein Zehntheil annehmen kann, wobei aber außerordentliche Sterblichkeit und Davonlaufen

der Neger noch nicht in Anschlag kommt. Hieraus kann man sicher berechnen, daß wenn ein Kolonist auf seine Besitzungen die Hälfte des Werthes schuldig ist, er kaum einen Zehntheil reinen Ertag behält, über den er frei schalten kann; wer aber zwei Drittheile schuldig ist, kann sich höchstens erhalten, und mit seinen Einkünften sich nur sehr schwer berechnen.

Nach den Erkundigungen, welche ich eingezogen habe, hat die Kolonie vier und zwanzig Millionen Schulden, die auf folgende Art vertheilt sind. Von vierhundert Pflanzungen haben zwanzig Besitzer keine Schulden, sondern unermeßliche Reichthümer, hundert sind ein Drittheil oder ein Viertheil schuldig, hundert und fünfzig die Hälfte, und die übrigen sind drei Viertheile, das Ganze, oder noch darüber schuldig.

Den ganzen Ertrag kann man auf zwanzig bis vier- und zwanzig Millionen schätzen, also im Durchschnitt zwei und zwanzig Millionen. — Hiervon nehmen die Interessen der Nationalschuld fünfe weg, die Auflagen und Abgaben drei, die Kommissionare in Europa als Gläubiger fünfe, die Kosten der Urbarmachung zwei, die außerordentlichen Zufälle wenigstens eine, folglich bleiben nicht mehr als fünfe für die Subsistenz der Kolonisten und die Verbesserung und Abzahlung ihrer Ländereien.

Unter solchen Umständen sollte man wohl nichts anders vermuthen, als daß die Kultur vernachlässigt würde, und die Kolonie ohne Kraft und Muth wäre, allein ge-

rade das Gegentheil findet man. Ich habe viele Länder durchreiset, aber nirgends habe ich so vortreffliche Anstalten, so schöne und nützliche Bearbeitung des Bodens, selbst bei den größten Schwierigkeiten gefunden, als in Surinam. Um sich davon eine Idee zu machen, darf man nur an die Beschaffenheit und Lage der niedrigen Ländereien vom Oronoko bis an den Amazonenfluß denken, und man wird erstaunen, wie Menschenhände das Werk ausführen konnten.

Alle Flüsse, welche sich längs diesem Striche ins Meer ergießen, bringen eine Menge Saamen mit, den sie absetzen, und der in dem Meerschlamme aufgeht. In weniger als zehn Jahren wächset daraus ein Wald von Wurzelbäumen, und die ganze Küste, so wie die Ufer der Flüsse sind damit bedeckt, so weit als das Meerwasser reicht. Durch die ungeheuren Wurzeln stehen diese Bäume äußerst fest, und zur Zeit der Fluth sind sie sechs, acht auch zehn Fuß unter Wasser, je nachdem das Niveau des Bodens ist, auf dem sie stehen. So sieht man denn einen unermeßlichen, prächtigen Wald mitten im Wasser, der aber auch bei niedrigem Wasser wegen des weichen, schlammigen Bodens unzugänglich ist.

Fast jedes Jahr verändert sich dieses schöne Schauspiel an der Küste. Wenn nämlich die Ströme Sand auf die Ufer führen, und die Fluthen ihn über den Schlamm, wo die Wurzelbäume stehen, anhäufen, so stirbt dieser Baum plötzlich ab: schnell verschwindet auf diese Art ein ganzer Wald, und seine Trümmern sieht man von wei-

tem durch die Wellen wegführen. Indessen geschehen diese Revolutionen nur an den Flüssen häufig, weil hier von den Bergen Sand herabgeschwemmt und durch die Ströme ausgebreitet wird.

Von dem Oronoko bis an den Amazonenfluß machen die Küsten eine Fläche von vierhundert Meilen, und man hat von einer Strecke zur andern keine Lokalverschiedenheit, als daß die Berge sich dem Meeresufer nähern, oder sich von demselben entfernen. In dem ganzen Raume, und selbst an den Stellen, wo die Niederungen von Höhen durchschnitten sind, wie in dem Französischen Guiana, trifft man in gewisser Hinsicht ein und das nämliche an. Ueberall zeigt sich nämlich am Strande ein natürliches Bollwerk von Wurzelbäumen, welches bald durch den Sand zerstört, bald aber durch den Schlamm wieder erneuert wird. Vier bis fünfhundert Schritte hinter diesem Wald sind die Savanen, welche durch das Regenwasser überschwemmt werden, und aus Mangel an Abfluß fast den größten Theil des Jahres voll Wasser stehen. Diese Savanen verlängern sich immer seitwärts mit dem Strande, in einer mehr oder minder beträchtlichen Tiefe. Kommt man denn nach diesen Savanen weiter, und erhebt sich das Land etwas, so findet man Wälder von harten Bäumen, die zu Bauholz sehr nutzbar sind, aber auf einem thonigten Boden stehen, der zum Anbau nicht tauglich ist; gehen hingegen die Niederungen fort, so wachsen Fichten*) oder weiche Bäume, und ihr Daseyn beweist,

*) Pinus taeda, Weihrauch-Fichte. D. Ueb.

daß der Boden fruchtbar ist, wenn sich ein Fluß in der Nähe befindet, um ihn durch Kanäle auszutrocknen. Doch hierüber will ich mich in keine Erläuterungen einlassen, sondern nur die Lage und Beschaffenheit der Ländereien betrachten, welche dem Meere näher liegen, so daß man sich zwei Flüsse denke, die selten mehr als zehn Meilen von einander liegen, und zwischen denen die Strecke Land sich befindet.

Gesetzt nun wir führen in einem dieser Flüsse hinauf, so sehen wir ihn sechs bis sieben Meilen von Wurzelbäumen an beiden Seiten begränzt; nähern sich aber die Berge dem Strande, wie zu Cayenne und in einigen Gegenden von dem Französischen Guiana, so kann durch die überschwemmten Savanen und Fichtenbäume der Reisende leichter eindringen. Er kann dann hier auf einem trocknen, hohen Platze sich umsehn, und seinen Plan zu einer Niederlassung entwerfen. Zu Cayenne entwarf man den Plan, daß man an dem trocknen und erhabenen Orte unbeweglich blieb, wo der erste Kolonist ausstieg, und in Faulheit, Unwissenheit und Noth verfaulte.

Als der Holländer in Surinam, wo die Berge wenigstens fünfzehn Meilen vom Meeresufer entfernt sind, ausstieg, sahe er nichts, als eine unermeßliche Fläche, welche während der Fluth mit Wasser und Bäumen bedeckt war, und während der Ebbe wegen des weichen Schlammes unzugänglich blieb. Hier muß man also auf den ersten Augenblick den Muth, Fleiß und die Kühnheit dieses Europäers bewundern, der in dem Schlamme her=

umwühlte; und zu seinen Gefährten sagte: „diesen Sumpf wollen wir austrocknen und eine Kolonie anlegen."

Wenn ich nun sehe, daß seit diesem Worte in weniger Zeitraum als hundert Jahren vierhundert Pflanzungen *) entstanden sind, die alle nach einem Plane, nach einerlei Ordnung und durch einerlei Mittel bearbeitet sind; wenn ich ferner bemerke, daß noch ganz kürzlich eine neue Pflanzung aus dem Wasser emporgestiegen ist; und wenn ich die ungeheuren Gärten durchlaufe, die so schön angelegt sind, als die Thuillerien; wenn ich die Terrassen betrachte, die so richtig nivellirt sind, als die zu Bellevue; die Kanäle von sechzig Fuß Breite, und zweitausend Toisen Länge:**) so staune ich mit Verwunderung das Werk an, dessen Ausführung an die Unmöglichkeit gränzte. Noch sehe ich mir zur Seite den Urheber eines solchen Wunders, den Herrn de Limes; „es sind nun zwanzig Jahre, sagte er zu mir, als ich Hand ans Werk legte, und den ersten Baum ausrodete; diese Alleen, diese Bosquets, diesen Baumgarten, diese Blumenstücke waren mit Wurzelbäumen bedeckt." — — Und dieser Mann, der hunderttausend Thaler auf Verzierungen, und eben so viel auf Gebäude gewendet hat, der vierzig Neger zur Bearbeitung seines Gartens hält, bringt

*) Darunter sind die kleinen Plätze nicht mit begriffen, welche unter zwanzig Neger halten. Anm. d. Verf.

**) An diesen Kanälen stehn gewöhnlich die Fluth-Mähler bei Zuckersiedereien. Anm. d. Verf.

nicht vierzehn Tage des Jahrs in seiner Pflanzung zu. Auch ihn würden die Schulden niedergedrückt haben, wie die andern, wenn ihn nicht Erbschaften und mehrere nützliche Geschäfte in den Stand gesetzt hätten, seinen ungeheuern Ausgaben die Stirn zu bieten. *)

Wenn ein Kolonist von St. Domingo oder der Normandie reich werden will, so hat er nichts zu thun, als daß er den fruchtbaren Boden auf die gewöhnliche Weise bearbeitet; allein die Kolonisten von Surinam müssen gleichsam das Wunder einer neuen Schöpfung wiederholen; sie müssen die verworrenen Elemente ordnen, sie müssen eine schlammige Erde, welche beinahe vom Wasser aufgelöset ist, von demselben trennen, und mitten in Morästen unermeßliche Gebäude auf einen festen Grund setzen. Doch dies ist es noch nicht alles; ehe sie den ersten Versuch machten, mußten sie berechnen, was der überflüssige Salpeter und Erdharz, womit das Meerwasser die Erde geschwängert hatte, wirkte, wie sie ihn auflösen könnten, und wie viel sie Salztheile bedurften, die zur Vegetation nöthig waren; lauter Kenntnisse,

*) Nämlich Ausgaben für seine Pflanzung, denn sonst war er sehr sparsam, und brauchte deswegen weder Puder noch Manschetten. — Seinen Kohl und Salat verkaufte er alles, und gab nie zu essen, als bei außerordentlichen Gelegenheiten, wo aber wirklich Verschwendung herrschte. Er zeigte mir sein Tafelgeschirr, das in der That königlich war, und als ich bei ihm dinirte, ließ er in den Speisesaal sechs prächtige metallene Kanonen bringen, welche auf Lafetten von kostbarem, farbigem Holze lagen. Anm. d. V.

die zur Anlegung einer Kolonie durchaus erforderlich waren.

Das Schicksal einer werdenden Kolonie konnte man also keinen einzelnen Landstreichern und unwissenden Menschen anvertrauen, sondern Ingenieurs und Ackerbau-Verständige mußten den Boden untersuchen, das Niveau des Landes und der Meeresfluthen messen, und den Raum genau bestimmen, in welchem mit Vortheil eine Niederlassung angelegt werden konnte. Diese machten dann den Plan und die Anordnung zum Austrocknen durch Schleußen und Graben und zur Gründung der Gebäude. Diese Hauptanordnung war die Aussteuer der jungen Kolonie, und das erste Gesetz, das gegeben wurde, war, richtet euch nach dem Plan, und die Formel der Einführung eines neuen Kolonisten, arbeitet. Man begleitete dies mit einem Vorschuß von vier, sechs auch zehn Negern, nachdem der neue Ankömmling Talente und Zutrauen besaß, und dies war der Anfang der Kolonie. Gelang der erste Anfang, so machte man neue Vorschüsse, und jeder Kapitalist zu Amsterdam, wenn er gleich nicht zu der eigentlichen Kompagnie gehörte, legte sein Kapital zu sechs Prozent Interessen an ein Land an, das nach Grundsätzen und einer bestimmten Methode urbar gemacht werden sollte.

Gewöhnlich theilt man einen neuen Kolonisten vier bis sechshundert Acker Land zu, und wenn er mit fünf und zwanzig Negern anfängt, so richtet er seine Arbeit so

ein, daß er zuerst zwanzig Acker austrocknet, und dann jedes Jahr zehn Acker mehr, doch so, daß seinen vorigen Pflanzungen dadurch kein Schaden geschieht.

Soll es aber eine schöne Zuckerpflanzung werden, so geht die Arbeit ins Große. Bei dem niedrigsten Wasserstande und zwar im Sommer, steckt man den Platz ins Quadrat ab, der ausgetrocknet werden soll, und umgiebt ihn mit einem Damme, der höher ist, als die stärkste Fluth steigt. Die Seite des Dammes, welche nach dem Flusse zugeht, ist mit demselben durch zwei breite Kanäle verbunden, die an jedem Ende der Linie angebracht sind. In jedem dieser Kanäle befinden sich zwei Schleusen, wovon die eine bei der Ebbe offen ist, damit das Wasser abfließen kann, die andere wird aber bei der Fluth geöffnet, um in die so isolirten Kanäle das Wasser zu lassen, wodurch sechs Stunden die Zuckermühle getrieben wird. Es war also hier nicht genug, bloß Dämme aufzuwerfen, sondern es mußte auch eine richtige Eintheilung der Kanäle und Gräben gemacht werden, damit durch die einen das Wasser abfloß, die andern aber während der Fluth gleichsam Wasserbehälter abgaben, damit während der Ebbe die Mühle im Gange wäre.

Nach einem Plane, den ich aufnehmen ließ, enthielt eine Zuckerpflanzung von vierhundert Ackern siebentausend Toisen Abzugsgraben, die im Durchschnitt fünfzehn Fuß breit waren, und zweitausend Toisen Kanäle von sechzig Fuß Breite.

Damit die Kanäle nicht mit den Graben zusammen kommen, müssen sie in gerader Linie geführt werden und in der Mitte des Terrains sich durchkreuzen, die Graben aber müssen mit den Kanälen exzentrisch laufen. Diese einfache aber nothwendige Eintheilung dient auch zugleich zur Verzierung, und gewähret dem Auge des Zuschauers ein sehr schönes Schauspiel. Jedes Fleck Zuckerrohr ist eine viereckige Insel, die über das Niveau des Wassers auch bei dem stärksten Regen erhaben ist, sowohl durch die aufgegrabene Erde, als durch die Ausfüllung und Erhöhung des Platzes. Diese Inseln sind mit einander durch Brücken verbunden, und die schönen aufgeworfenen Dämme sind auf der Abdachung mit Rasen belegt. Im Hintergrund verliert sich die Aussicht in einen großen Wald, der noch nicht ausgetrocknet ist, und die angränzenden Ländereien, welche nach eben dem Plane bearbeitet sind, gewähren an beiden Seiten des Flusses die nämliche Ansicht von Kultur, Verzierung und Reichthum, und die Abwechselung besteht bloß im Anbau von Zuckerrohr, Kaffe und Kakao. Besonders hat man die bezaubernde Aussicht eines Belvedere an dem Flusse Comewisne; die Pracht der Gebäude und Gärten, die Alleen von Fruchtbäumen, die mit den Kanälen parallel laufen, oder sie durchschneiden, die lebhafte Schönheit der Pflanzen von Zuckerrohr, Kaffee und Kakao, das beständige Gewühl auf dem Flusse, wo eine Menge Schaluppen auf- und abfahren, und die Menge Arbeiter in den verschiedenen Pflanzungen, entzücken und bringen das Bild der reichsten Landschaften Europas in die Seele des Zuschauers.

Um aber alles gut zu machen, und überall Schönheit zu verbreiten, haben sich diese Herren ruinirt. Nicht an dem Plane, nicht an dem Boden liegt die Schuld, sondern an ihrem Aufwande an Schönheit und Pracht, die sie um so eher suchten, da der hohe Preis des Kaffees sie ganz begeistert hatte. Da nun derselbe auf einmal plötzlich fiel, so mußten sie nothwendig Schulden machen, oder sie waren nicht im Stande, die gemachten Schulden zu bezahlen.

Wenn ich also auf der einen Seite die vortrefflichen Arbeiten der Kultur und Austrocknung bewundere, wenn ich über die Lokalbequemlichkeiten erstaune, welche sich die Einwohner zu verschaffen wußten, so tadele ich auf der anderen Seite den unbeschreiblichen Luxus in ihren Gebäuden, der sie zu Grunde richtet.

Angenehm war es mir, wenn ich bei einer Pflanzung ausstieg, und ich fand nicht nur einen reinlichen, bequemen Landungsplatz, sondern auch einen gepflasterten Weg, der mich zu der Wohnung des Herrn führte, ohne daß ich im Koth stecken blieb; ich freute mich, wenn ich bei meinem Wirth einen artigen Garten antraf, der mit Fruchtbäumen und Gemüße besetzt war, und einen mit Vieh reichlich versehenen Hof; und wenn ich alles dies mit der Dürftigkeit, Unsauberkeit und dem Elend von Cayenne verglich, so bekam ich große Lust auf das Aequinoktial-Frankreich Verzicht zu thun und mich von den Holländern adoptiren zu lassen. Nur die Thuillerien des Herrn de Limes und seine prächtigen Wirthschafts-

gebäude schienen mir ausschweifend übertrieben, ob er gleich viel Nachahmer findet, die weit weniger im Stande sind, solche thörigte Ausgaben zu bestreiten, als er.

Wir können daher die Kolonie von Surinam als eine der reichsten Besitzungen der Holländer betrachten, obgleich der größte Theil der Kolonisten in Noth lebt. Die Besitzungen bleiben nie lange in einerlei Händen, sie gehen immer von den Schuldnern auf die Gläubiger über, wobei aber die Summe der Produkte sich immer vermehrt.

Da die meisten Kolonisten Schulden haben, und also den größten Theil ihres Ertrages an ihre Gläubiger in Europa abgeben müssen, so sieht man leicht, daß in den Händen letzterer, die zugleich Kommissionäre und Rheeder sind, auch der Handel sich befindet. Jeder von ihnen, oder mehrere zusammen schicken ihre Schiffe, um sie mit den Produkten der Kolonisten zu beladen, die zur Bezahlung der Interessen und Kapitale bestimmt sind, und ihre Kommissionsgebühren haben sie nicht nur zum Gewinn, sondern auch den Vortheil, den sie von dem Verkauf ihrer nach Surinam geschickten Eßwaren, Geräthschaften und trocknen Handelswaaren erhalten.

Man sieht, daß diese Einfuhre sich vermindern muß, da die Einwohner jetzt in Noth sind; allen, die tief in Schulden stecken, sind Waaren des Luxus streng verboten. Die Kommissionäre, welche zugleich Gläubiger sind, schicken bestimmt nur das, was zur Subsistenz der Kolo=

nisten unumgänglich nöthig ist, und da fast kein einziger Rheeder nach Surinam kommt, der nicht auf hypothekarische Sicherheit Kapitale daselbst stehn hat, so schränkt sich der Handel natürlich bloß auf das Nothwendige ein, und beträgt nur etwas weniges am Ueberfluß.

Indessen fahren doch immer siebzig große Schiffe hin und her, um die Verbindung zwischen Surinam und der Hauptstadt zu unterhalten. Die Schiffsfracht von Surinam nach Holland beträgt für

		Holländ. Geld			Franz. Geld		
		Fl.	St.		Liv.	Sols.	Den.
1 Pfd. Kaffee	=	=	1	=	=	2	=
1 = Kakao	=	=	1	=	=	2	=
1 = Baumwolle		=	1	$\frac{1}{2}$	=	3	=
1 = Zucker	=	=	=	$\frac{5}{8}$	=	1	3
2 Ctnr. Zucker	=	31	5	=	62	10	=

Auf den Amerikanischen Kaffee rechnen die Kommissionäre in Holland acht bis zehn Prozent Abgang.

Ehe der Kredit der Kolonie fiel, wurden jährlich fünf bis sechstausend Neger eingeführt, jetzt ist diese Einfuhre fast ganz verschwunden. Im Jahr 1776 wurden nicht mehr als fünfzehnhundert verkauft, und während meines Hierseyns kehrte ein Negerschiff nach Demerari zurück, ohne nur einen Sklaven anzubieten. Denn die Einwohner sind nicht mehr Herren ihrer Einkünfte, die ihren Gläubigern gehören, sie können daher die Sklaven nicht anders bezahlen als mit Wechseln auf ihre Korre=

spondenten, von denen sie nicht acceptirt werden. Wenn nun aber die Kolonisten lange in diesem Zustande bleiben, so kann nichts anderes daraus erfolgen, als daß der Wohlstand der Kolonie sinkt.

Wäre mit Cayenne etwas zu machen, oder gäbe man ihm eine bestimmte Einrichtung, so könnten wir mit dem größten Vortheil nach Surinam an den Küsten hinfahren, und mit ihm unterhandeln. Der Gouverneur versicherte mich, daß seine Kompagnie unter gewissen Bedingungen sehr gern einen Tauschhandel eingehen würde; sie würde uns um einen guten Preis Neger abgeben, und wir versähen sie mit Mehl, Wein, Oel u. a. m. woran sie jetzt ziemlichen Mangel leiden.

Dieser Tauschhandel würde auch nach Cayenne mehr Leben bringen, und wenn wir eine regelmäßige Fischerei und Schneidemühlen einrichteten, so würden, wegen der Nähe, die Holländer unsere gesalzenen Fische und geschnittenen Breter sehr gern nehmen. Allein wir müßten ihnen ihre Neger abkaufen, und da unsre Einwohner weder Geld noch Kredit haben, um dies zu thun, so wäre dies eine Sache für den König. Nur wären zu Surinam die mit Negern handelnden Rheeder wieder aufzumuntern, da sie jetzt aus Mangel des Absatzes Surinam gänzlich zu verlassen scheinen.

Während meines Auffenthaltes zu Paramaribo, fehlte es an den wesentlichsten Europäischen Provisionen. Sie hatten gewöhnlich den elendesten Wein, den man

ihnen für Bordeauer Wein verkaufte, und der wie gemei=ner Wein von Brie schmeckte. Ein Pfund Brot kostete fünfzehn Sols, und für Franzosen war es nicht eßbar. Bei meiner Abreise ließ ich meinen Vorrath von Wein und Mehl zurück, und behielt nur so viel, als ich zu mei=ner Rückreise nöthig hatte, versprach aber eine beträch=liche Quantität Mehl zu übersenden, das dem Gouver=neur viel Freude machte. Ich rechnete nämlich auf 1200 Quarts Mehl, die aus Frankreich ankommen sollten, und als ich zu Paramaribo war, hatte man sie wirklich erhal=ten; allein der ganze Transport war angegangen und unbrauchbar, und ich hatte also den Verdruß, ein Ver=sprechen unerfüllt zu lassen, das die Dankbarkeit mir auflegte, und das den Holländern angenehm gewesen wäre.

Ueber die Sitten der Einwohner kann ich wenig sagen; denn da ich nicht auf meine Rechnung reiste, so mußte ich meine Zeit aufs genauste einrichten, um nur das zu sammeln, was eigentlich den Zweck meiner Reise ausmachte, ohne daß ich meine Aufmerksamkeit auf die Sitten des Landes hätte richten können. Allein nie werde ich die Aufnahme vergessen, die ich zu Surinam erhielt, und in allen den verschiedenen Verhältnissen und Verbin=dungen, in welchen ich stand, muß ich gestehn, daß ich ihre Sitten immer sanft, frei und offen gefunden habe, und man mir überall gefällig entgegen kam, um mir meinen Auffenthalt angenehm zu machen. Auf unsern Wande=rungen habe ich einige prächtige Pflanzungen besucht, aber größtentheils wurden wir mit Artigkeit und einem

biedern Entgegenkommen aufgenommen. Ueberhaupt sind die Menschen hier gutwilliger und zutraulicher, als die Franzosen, ohne daß ich damit behaupte, daß dies der Nationalcharakter sey; denn die Männer, mit denen wir hier auf einem vertrauten Fuß lebten, und deren etwa achtzehn bis zwanzig waren, konnten in jedem Lande für liebenswürdige, kluge Menschen gelten. Oft waren unser zwanzig am Tisch, und wir Franzosen fanden nicht den geringsten Unterschied zwischen uns und ihnen, in Ton, in der Erziehung und Sprache. Unsre Theater, unsre verschiedenen Schriftsteller, unsre bürgerlichen und politischen Verhältnisse, selbst neue Anekdoten vom Pariser Hofe, waren der Gegenstand unsrer freundschaftlichen Unterhandlungen.

Nach meiner Meinung beweiset den Vorzug der Franzosen nichts mehr, als das Bestreben anderer Nationen uns nachzuahmen, ohne von uns, auch wenn wir unter ihnen wohnen, zu fordern, daß wir uns nach ihnen richten sollen; allein dagegen muß man ihnen eine bessere Erziehung, als die unsere zugestehn, da sie nicht nur das lernen, was sie in ihrem Lande nöthig haben, sondern auch das, was uns angeht. Indessen kann man dieses nicht auf die gewöhnlichen Bürger anwenden, die in andern Ländern eben so sind, wie bei uns, und sich bloß an das halten, was ihre Vorfahren wußten und thaten, und was sie von ihnen erbten; sondern nur auf die gebildetere Klasse.

Von den Holländern habe ich nur die kennen lernen,

welche Französisch sprachen, allein ihre Lebensweise, ihre Lage, ihr Vermögen, ihre Häuser in der Stadt und auf dem Lande gaben allgemein den Ton eines pralerischen Luxus ohne wesentlichen Genuß, da hingegen im Innern eine strenge Sparsamkeit herrschte.

Dies ist auch vielleicht bei dem ersten Anblick die einzige Nuance, welche gleichförmig und bemerkbar ist, da in der Kolonie sich mehr Fremde als Holländer befinden. Jeder von diesen bringt daher die Sitten und den Geschmack seines Landes mit, und in der Länge der Zeit entsteht daraus das, was ich Kolonisten-Gewohnheiten nenne.*) Und wenn ich diese nach dem beurtheilen soll, was die geistliche Censur von ihnen sagt, so muß ich sie für äußerst verdorben halten; denn wir waren bei einer Französischen Predigt, wo der Prediger, der aber ein schlechter Redner war, folgendermaaßen sprach: „Mit Erlaubniß Sr. Exzellenz des Herrn Gouverneurs und eines Hochedlen Raths, muß ich euch sagen, meine Herren, daß ihr euch durch eure Ausschweifungen die Strafen des Himmels zuziehen werdet. Ihr seyd alle Hurer, Gottlose, Fresser, Geizhälse, Zank- und Streitsüchtige, Gotteslästerer; und wie könnt ihr hoffen, daß bei einem solchen Leben der Wohlstand der Kolonie gedeihe?" Freilich harte Beschuldigungen, allein bei allen Kolonien, wo die Sklaverei eingeführt ist, wird man finden, daß sie

*) Siehe Schilderung von St. Domingo.

in diesem Stück wenig von einander verschieden sind, sondern daß Ausschweifungen und Laster immer unter ihnen herrschend sind.

Das Loos eines Sklaven ist für einen freien Mann schon an sich schröcklich, allein dieses Loos wird dadurch noch weit schlimmer, daß die Sklaven keinen religiösen Kultus haben. Moralische Grundsätze kann man diese Menschenklasse nicht im Augenblick lehren, da sie sie nicht fassen würden, weil dazu eine höhere Entwickelung der Geisteskräfte erfordert wird, und so treten sie in den Zustand von thierischem Instinkt, der ihren Herren eine ungerechte Verachtung gegen menschliche Wesen einflößt. Allein hieraus kann nichts anders als eine nachtheilige Wirkung auf das häusliche Leben folgen, wo allen Leidenschaften der Zügel gelassen ist; und da nur die öffentlichen Handlungen unter der Aufsicht des Gesetzes stehn, so müssen im Innern des Hauswesens alle Arten von Unordnungen ungehindert überhand nehmen. Ein Mensch, der andere Menschen die weder Grundsätze noch Moralität kennen, bloß durch Gewalt regiert, der ihren Rücken als ein Trommelfell ansieht, und nur auf ihre Arme und Muskeln Anspruch macht, ein Mensch der nicht weiß oder wissen will, daß sie eben so gut beseelte, verständige Wesen sind als er, ein solcher Mensch ist gewiß auch ganz gleichgültig gegen seine eigne Pflichten, oder er schränkt sich vielmehr bloß auf die ein, welche ihm das Recht und die Freiheiten eines Bürgers erhalten. Unerklärbar bleibt es daher, wie es möglich war, daß kluge Republikaner, welche oft mit so viel Energie die Würde des

Menschen entwickelten, gerade bei dieser schwarzen Menschenklasse die Ketten der Sklaverei fester schlossen. Eben so auffallend ist es, wie alle alten und neuen Völker oft mit so viel Muth ihre eigene Freiheit vertheidigten, und gegen andere mit inkonsequenter Grausamkeit verfuhren. Die Griechen, die Karthaginenser, die Römer zeichnen sich durch wilde Grausamkeit gegen ihre Sklaven aus, die Engländer und Holländer sind härter als die Franzosen, und unter allen zeichnen sich die Spanier und Portugiesen durch sanfte menschliche Behandlung ihrer Sklaven aus. Der Grund davon liegt gerade in der Religion: denn seit ihr Fanatismus sich mit dem Blute der Ungläubigen gesättigt hat, und durch die Taufe derselben beruhigt ist, betrachten sie nun die bekehrten Indianer und Neger als ihre Brüder, und behandeln sie brüderlich. Schon in dieser Hinsicht verdient ihr Fanatismus Nachsicht und Verzeihung; und wenn der Aberglaube manches Unglück stiftet, so hat er doch hier das Gute, daß er einer Menschenrasse eine gute Behandlung erwarb, da sie von denen, die über den Aberglauben spotten und sich für aufgeklärt halten, mit wilder Grausamkeit schlimmer als das Vieh behandelt werden.

Indessen muß man doch unter den Einwohnern von Surinam einen Unterschied machen; denn diejenigen die von Natur oder durch Erziehung gerecht und honnet denken, behandeln auch ihre Sklaven sehr gut. Unter sechs und zwanzig Pflanzungen, welche ich besuchte, fand ich zehn oder zwölfe, wo eine vortreffliche Einrichtung war. Die Neger waren glücklich, und man gab ihnen alles,

was sie zur Nothdurft brauchten. Man ließ ihnen ungestört ihre Ruhetage und Ruhestunden, und die Bestrafungen waren äußerst gemäßigt. Was für ein freudiges Gefühl für einen menschlich gesinnten Herrn, wenn er nicht nur in seinem Herzen den Dank für seine Gerechtigkeit findet, sondern auch in seiner Pflanzung überall Zufriedenheit sieht! Denn alle die Pflanzungen der Art waren volkreich, die Herren wurden von ihren Sklaven geliebt, und sie erfuhren nie die Unordnung des Entlaufens, da selbst ihre eigenen Sklaven die Marronen, die zu ihnen kamen, von sich entfernten. Zwar hat die Holländische Regierung vortreffliche Maasregeln in Rücksicht des Unterhalts, der Ruhe und Erhaltung des Sklaven genommen, allein sie werden nicht beobachtet, und so ist es so gut, als wären gar keine Verordnungen da.

Es ist unläugbar, daß man grobe Menschen scharf im Zügel halten muß, und der beste Zügel ist die Religion. Allein die Verwalter und Aufseher kommen nicht einmal des Jahres in die Kirche, sie haben keinen äußerlichen Kultus, sie sind gewohnt, die Neger wie ein bezahltes Stück Vieh zu behandeln, weil sie von der Polizei nichts zu befürchten haben, als bei auffallenden, hinlänglich bewiesenen Grausamkeiten, — und so überlassen sich diese fühllosen Tirannen den abscheulichsten Greueln. Auf der andern Seite haben die unglücklichen Sklaven weder Hoffnung noch Trost, sie hören nie zu einen Gott beten, der Rache und Vergeltung in Händen hat, und so ergreifen sie natürlich im Augenblick der Verzweiflung jedes Mittel, sich auf das fürchterlichste zu rächen.

Dies ist der Grund von dem häuslichen Elend und Unglück, das sich sehr fühlbar macht, und das ist auch der Grund von dem häufigen Davonlaufen der Neger.

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen über den Boden von Surinam. — Austrocknung. — Kanäle. — Produkte. — Zuckerrohr. — Kaffee. — Baumwolle. — Kakao. — Indig. — Viehstand. — Holz. — Bauwesen. — Arbeiter. — Neger.

Außer meinen Beobachtungen, die ich über den Zustand der Kolonie von Surinam gesammelt hatte, waren auch die Herren Metterau und Mentelle auf alles aufmerksam gewesen, was irgend wichtig war, und ihre Bemerkungen verdienen hier mitgetheilt zu werden, da sie den Boden, die Urbarmachung desselben und die erzeugten Produkte betreffen.

Die Ländereien, welche die Holländer in Surinam anbauen, sind entweder solche, wo Fichten stehen, oder Meerschlamm, wo Wurzelbäume wachsen, oder unter Wasser stehende Savanen, die man Periperis oder Beriberis nennt, ein Indianisch Wort, das wie Pripri ausgesprochen wird.

Bei jeder Art dieses Bodens hat man gewisse Merk=

male, ob er gut oder schlecht sey, und dies ist das erste, worauf man bei dem Urbarmachen sieht.

Der Meerschlamm

ist nämlich gut, wenn die Wurzelbäume gut wachsen, der Schlamm gehörig tief und nicht mit Sande vermischt ist. Man läßt eine solche Strecke gewöhnlich lange Zeit unter Wasser stehen, damit die verschiedenen Theile von Salz, Schwefel und Salpeter aufgelöset und zertheilt werden. Will man sie gern bald anbauen, so läßt man sie nur ein Jahr unter süßem Wasser stehen, und bebauet sie dann ein Jahr oder zehn Monate mit Maniok*), aber nicht mit Bananen**), die schlecht fortkommen würden.

Die Fichten

versprechen ein zum Anbau taugliches Land, wenn die Erde braun, fett und gleichförmig ist, gehörige Tiefe hat, und nicht mit Sande vermischt ist. Die Fichten, Manis***) und andere Bäume wachsen gewöhnlich sehr schön und lebhaft auf diesem Boden.

Die Beriberis oder überschwemmten Savanen

taugen zum Urbarmachen, wenn die obere Erdschicht schwarz und sechs bis achtzehn Zoll stark ist. Unten dar=

*) Maniok=Staude, Jatropha manihot, aus deren Wurzeln das Casave oder Amerikanische Brot gemacht wird.

D. Ueb.

**) Bananen (Pisang), Musa.

***) Mani resinifera.

unter liegt mehrentheils blauer oder grauer Thonschiefer.

Schlecht, und zum Anbau untauglich sind hingegen diese drei Erdarten, und zwar

der Meerschlamm

wenn man statt des Schlammes eine blaulichte oder weißlichte Thonerde antrifft, oder auch Bänke von feinem Sande, den man gewöhnlich sable tappé nennt.

Die Fichten

zeigen ebenfalls ein schlechtes Erdreich an, wenn es so beschaffen ist, wie das vorige. Noch schlechter ist es, wenn man Torf findet, der aus Vegetabilien besteht, die noch nicht zu Dünger geworden sind, und auch noch keine Konsistenz haben.

Die Beriberis

endlich sind untauglich, wenn auf ihnen nichts als das Kraut wächset, welches man zu Cayenne Queue de Biche nennt.

Wenn Fichtenwälder und Savanen abgebrannt werden, so wird dadurch das Erdreich zum Anbau untauglich gemacht, weil nichts darauf wächset. Gewöhnlich verbessert man es dadurch, daß man es eindämmt, und einige Jahre unter süßem Wasser stehen läßt, bis es sich erholt hat. In den Quartieren von Cotica und Matapica bepflanzt man solche Strecken sehr vortheilhaft mit Baumwolle.

Hat man nun gefunden, daß das Erdreich gut sey, so schreitet man nun zur

Austrocknung.

Wenn nämlich das Holz abgeschlagen, und der Boden sorgfältig gereinigt ist, so werden nun Dämme aufgeworfen und Gräben gezogen. Vorne und an den Seiten müssen diese fest und dauerhaft gemacht werden, hinten aber kann man nur ganz leicht einen Damm aufwerfen, damit er nicht etwa hindere, wenn man nach einiger Zeit seine Pflanzung vergrößern will.

Hierauf wird der Abzugskanal bis zur Tiefe der Ebbe gegraben, und zwar von der Stelle wo die Schleuße oder der Kasten seyn soll, bis an den Fluß oder Krick, wo der Kanal ausfließen soll. Ist er fertig gegraben, so wird der Kasten, der sehr gut getheert seyn muß, oder die Schleuße gesetzt. Man macht die Kästen, wenn sie lange dauern sollen, von gutem Holze, allein zu den Schleußen nimmt man das beste Holz.

Die Thür des Kastens muß mit der horizontalen Linie einen Winkel machen, der etwas mehr als fünf und vierzig Grad hält, und je kleiner die Strecke ist, desto sorgfältiger und genauer muß der Kasten gearbeitet seyn, weil sonst das eindringende Wasser in den Gräben, die nicht weit gehen, stärker wirken würde, als die größeren.

Wenn man die Gräben macht, muß man die ersten zwei Stiche auf das Land werfen, das man anbauen will. Zuerst sticht man den Graben senkrecht aus, und

giebt ihm hernach die erforderliche Böschung; bei großen Kanälen bringt man außer der Böschung, auch noch eine Art von Stufen ungefähr drei Fuß breit an. Zur Unterhaltung der Gräben nimmt man nicht immer eine bestimmte Anzahl Neger, sondern man läßt sie von Zeit zu Zeit gleich von einer ziemlichen Menge reinigen. Gewöhnlich muß ein Neger täglich fünfhundert Fuß lang den Graben ausschaufeln, und wenn es gut geht, auch siebenhundert Fuß.

An dem Tagewerk wird nichts nachgelassen, wenn auch der Graben tiefer wird, und die Erde schwerer herauszuwerfen ist; denn der Neger hilft sich damit, daß er nicht zu tief sticht, und also auch nicht so viel herauszuwerfen hat. Gewöhnlich rechnet man zu sechs Fuß Tiefe acht Stiche.

Hat man sehr große Kanäle von fünfzig, auch wohl achtzig Fuß Breite zu machen, so wird der Kanal Anfangs nur von mittelmäßiger Breite, etwa von acht oder zehn Fuß, aber gleich so tief, als er eigentlich seyn soll, gezogen. Dadurch bewirkt man, daß eine große Menge Wasser abläuft, und das Erdreich sich besser behandeln läßt, worauf man den Kanal dann erweitert.

Ist der große Kanal fertig, so breitet man die ausgeworfene Erde mit der Schaufel aus, und arbeitet sie mit der Hacke durch, welche letzte Arbeit die Negerinnen verrichten müssen.

Da man gewöhnlich längs dem großen Kanal eine

Berme oder Absatz zum Gehen rc. anbringt, so muß man darauf bedacht seyn, daß er höher liegt, als das höchste Wasser steigt.

Ehe man den Damm aufwirft, muß man zuerst zwei Stiche von der obern Erde wegschaffen, weil sonst durch den Dünger und das Holz Risse im Damme entstehen. Man macht daher da, wo der Damm aufgeworfen werden soll, zuerst einen Graben von zwei bis drei Fuß, und füllt diesen Graben mit Thonerde, die man schichtweise fest einschlägt, aus. Diesen Grundgraben nennt man zu Surinam den blinden Schnitt (tranche aveugle).

Ist der Graben wieder gehörig ausgefüllt, so trägt man den Damm mit der aus den Gräben geworfenen Erde auf; denn man macht an jeder Seite des Dammes einen Graben. Zu Surinam nennt man das was der Franzose Digue (Damm) nennt, Dame, und ein mit Dämmen umgebenes Land nennen sie damé (aufgedammt).

Wenn das eingedämmte Land zu nahe am Meere liegt, und man befürchtet, daß die Bewegung des Wassers den vordersten Damm angreifen und zerstören könnte, so bedeckt man die Böschung mit großen Sandsteinen.

Die Dämme werden ebenfalls nach bestimmten Tagearbeiten gemacht, und nach eben dem Fuß wie die Gräben und Kanäle.

Da, wo die große Schleuße gebaut werden soll, werden eine oder zwei Pumpen angestellt, die man gewöhnlich von den Schiffskapitainen, welche auf der Rhede liegen, borgt. Um die Schleußen dauerhaft zu machen, führt man sie von Mauerwerk auf, besonders wo man Gefahr läuft, daß das Holzwerk von den Würmern Schaden leidet; wo aber dies nicht zu befürchten ist, und man etwas genau wegkommen will, baut man von Holze.

Bei Zuckerpflanzungen ist der Kanal, welcher das Wasser zur Mühle enthält, bei der Mühle sechzig Fuß breit und dreißig Fuß bei dem andern Ende; auch die Seitenkanäle halten dreißig Fuß.

Die Austrocknungskanäle werden an beiden Seiten der Pflanzung angelegt, und sind ungefähr sechzehn bis achtzehn Fuß breit, ihre Seitenkanäle aber, welche in die Zuckerrohrpflanzungen gehn, haben nur vier Fuß Breite.

Die Austrocknungsgräben in den mit Kaffee, Kakao oder Baumwolle angepflanzten Ländereien, sind nach dem Meerstrande zu, sechzehn bis achtzehn Fuß breit, im Innern aber nur acht Fuß, und es sind immer zwei und zwei an jeder Seite einer Erhöhung von zwanzig Fuß Breite, die von der aus den Graben geworfenen Erde gemacht wird. Um die Neger zu schonen, und das Einbringen der Produkte zu erleichtern, hat man in einigen Pflanzungen noch einen Kanal, auf den man mit Kähnen fahren kann, und der die Länge durch die Pflanzung geht. Dieser Kanal hat keinen Abfluß, sondern ist mit einem

Damme oder einer Schleuße verschlossen, die nicht eher geöffnet werden, als bis man das Wasser erneuern will. Ist dann das alte abgelaufen, so wird der Damm oder die Schleuße wieder geschlossen, und nun öffnet man oberhalb der Pflanzung einen anderen Damm oder Schleuße, um das Wasser von den Morästen, die hinter der Pflanzung liegen, hinein zu lassen.

Wenn das Land gehörig zubereitet ist, so wird es nun auf verschiedene Art angepflanzt, und zwar mit Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Baumwolle u. s. w., und da jedes seine eigene Behandlung erfordert, so ist es auch nöthig, daß jedes besonders beschrieben wird.

Zuckerrohr, Saccharum.

Um Zuckerrohr zu pflanzen macht man mit der Hacke in einer Weite von vier Fuß Furchen, die nach der Schnur gezogen werden. In diese Furchen wird das Zuckerrohr eng an einander gepflanzt, damit es gut in die Augen fällt, wenn es zu schossen anfängt. Man hat Ländereien, welche auf den Acker zwei, drei, viere, fünfe und bisweilen auch sechs Barriken, jede zu zehn Zentnern, tragen, indessen kann man in einem gemeinen Jahre nicht mehr als zwei und eine halbe Barrike auf den Acker rechnen.

Steht das Zuckerrohr auf gutem Boden, so treibt es sechs bis siebenmal, ehe man es wieder frisch pflanzen muß, und es braucht vierzehn bis siebzehn Monate, ehe es reif wird.

Nach Beschaffenheit des Bodens baut man oft fünfzehn, zwanzig und selbst dreißig Jahre Zuckerrohr auf einerlei Länderei, ohne daß man nöthig hat, es unter süßes Wasser zu setzen, damit es sich wieder erhole.

Um dies zu bewerkstelligen verschließt man alle Verbindung, welche es mit dem Abzugskanale hat, und durchsticht den hintern Damm, um von den dahinter liegenden Morästen das süße Wasser hinein zu leiten.

Man wechselt damit von Zeit zu Zeit ab, indem man das alte Wasser ablaufen und neues hineinlaufen läßt u. s. w.

So läßt man das Stück Land zwei bis sechs Jahre unter Wasser stehen, und nach den Pflanzen, die auf demselben wachsen, wenn es einige Zeit ohne Wasser gelegen hat, urtheilt man von der Güte, die es wieder erhalten hat.

Wenn das Zuckerrohr reif ist, so braucht man fünfzig Menschen, um die sechs Stunden, wo die Wassermühle geht, genug Rohr auf dieselbe zu bringen.

Zwei Neger sind beständig beschäftigt, die Kessel zu schäumen.

Die Sklaven, welche die Nacht durch arbeiten, werden alle sechs Stunden abgelöset; diejenigen also, welche um sechs Uhr Abends antreten, arbeiten bis um Mitter=

nacht, wo sie andere ablösen, welche bis sechs Uhr Morgens arbeiten. Die am Tage arbeiten werden nicht abgelöset, sondern müssen zwölf Stunden an der Arbeit bleiben.

Zum Sieden braucht man in Surinam gewöhnlich kupferne Kessel, die sehr groß sind; denn in einigen Pflanzungen hat man sie von sechs Fuß im Durchmesser und zwei und einen halben Fuß Tiefe.

Kaffee, Caffea.

Wenn in den Baumschulen die Pflanzen fünfzehn bis achtzehn Zoll hoch sind, so taugen sie zum Verpflanzen; allein man sieht auch darauf, daß die jungen Stämme schöne Kronen haben.

Man pflanzt die Kaffeebäume neun Fuß weit, und zwar im Verband; ist aber das Erdreich mittelmäßig, so setzt man sie enger. Die jungen Pflanzen müssen aber gehörig tief gesetzt werden, damit sie sich halten, und nicht umfallen. Gewöhnlich pflanzt man auch Bananen (Pisang) dazwischen, wodurch die jungen Bäume Schatten erhalten.

Wenn sie drei Jahre alt sind, werden sie in einer Höhe von fünf bis sechs Fuß abgeschnitten, damit sie neue Schößlinge treiben. Der Baum verliert dadurch an Höhe, gewinnt aber an Umfang. Einige lassen sie ganz natürlich wachsen, und behaupten, daß sie dann mehr Früchte geben, allein sie müssen sie doch auch köp=

sen. Denn wenn der Baum alt wird, so bekommt er oben viel abgestorbenes Holz, und die Krone bildet sich wie ein Parasol, oder wie bei den Doldenpflanzen; wird er nun beschnitten, oder geköpft, so bekommt er neuen Trieb und neues Leben. Verschnitten werden sie nicht, als wo man abgestorbenes oder zerrissenes Holz wegschaffen muß, das gemeiniglich nach der Aerndte geschieht. Ein Baum dauert gewöhnlich fünf und zwanzig bis dreißig, auch wohl vierzig Jahre.

Will man einen Stamm erneuern, so schneidet man ihn sechs Zoll von der Erde ab, und läßt nur zwei der schönsten Schößlinge, die er aus den Wurzeln oder dem Stocke treibt, wachsen. Scheinen die Bäume aber nicht viel Nahrung zu haben, so macht man zwischen die alten Reihen eine neue Pflanzung, und gräbt die alten aus. Wenn nun auf diese Art das Land abgetragen ist, so setzt man es unter süßes Wasser, wie bei dem Zuckerrohr, damit es sich wieder erhole.

Auf Savanen oder Beriberis werden keine Kaffeebäume gepflanzt.

Die Pflanzung nimmt man gewöhnlich nach dem ersten Regen, oder wenn die Erde angefeuchtet ist, vor.

Bisweilen hat man eine Pflanzung Kaffeebäume angelegt, die vortrefflich wuchsen, aber mit einmal anfiengen zu kränkeln und alle zusammen auszugehen. Die Ursache davon war, daß sie mit ihren Wurzeln auf eine

Erdschicht kamen, welche zu sehr mit Schwefel geschwängert war. Man bemerkt dies leicht, wenn man aufgräbt, und eine Menge kleiner Aederchen oder gelber Flecken findet, und es ist daher nothwendig, vor der Pflanzung den Boden genau zu untersuchen.

Es geschieht bisweilen, daß die Bäume in den ersten Jahren viel in die Blätter und das Holz wachsen, aber wenig Früchte geben; allein nach fünf, sechs oder sieben Jahren tragen sie sehr reichlich.

Der gewöhnliche Ertrag eines Kaffeebaumes ist jährlich zwei und ein halb Pfund, auf zwei Aerndten.

Bei der Aerndte muß jeder Neger seine bestimmte Quantität Kaffee täglich in das Trockenhaus, das man hier Loge nennt, bringen, das bei dem Anfang des Einsammlens so viel beträgt, daß die Quantität Kaffee in Kirschen zwanzig Pfund Kaffee zum Handel giebt. Je reichlicher die Aerndte ist, desto mehr erhöht man das Tagewerk eines Negers, das sich oft bis auf vierzig Pfund reinen Kaffee belaufen muß; so wie aber die Früchte abnehmen, wird auch die Lieferung wieder vermindert.

Aber der Neger muß nicht nur seine Quantität Kaffee ins Trockenhaus bringen, sondern er muß ihn auch von dem Fleische reinigen.

Kann man nicht an dem nämlichen Tage den Kaffee vom Fleische reinigen, wo er eingesammlet ist, so feuchtet

man ihn an, damit die Kirschen frisch bleiben, und nicht zusammenwelken.

Ist der Kaffee von seinem Fleische gereinigt und abgewäschen, so wird er auf dem Glacis ausgebreitet.

Diese Glacis sind sehr große bedeckte Räume vor den Lager- oder Trockenhäusern, die in der Mitte erhaben und auf beiden Seiten abhängig sind. Das Ganze ist sehr sorgfältig mit Steinen belegt, die mit dem besten Mörtel verbunden sind, damit kein Wasser eindringen kann.

Ich habe in der Pflanzung Alkmar ein solches Glacis gemessen, und fand über zwanzigtausend Quadratfuß Flächeninhalt, und sechs und vierzigtausend fünfhundert und zwei und achtzig viereckige Pflastersteine jeden zu acht Zoll, womit es belegt war. Diese Pflanzung hat außer dieser noch vier Glacis, die eben so groß sind.

In einigen Trockenhäusern hat man Kästen, die man hinein und herauszieht, wenn man will, allein diese Anstalt ist nicht bei allen.

Bei einigen Pflanzungen sind Mühlen, um den Kaffee vom Fleische zu reinigen, in andern aber müssen die Neger und Negerinnen von ihrem eingesammelten Kaffee das Fleisch mit den Händen losmachen.

Nur eine einzige Stampfmühle habe ich angetroffen, um den Kaffee von dem Pergamenthäutchen zu reinigen.

Ist der Kaffee auf dem Glacis abgetrocknet, so bringt man ihn auf den Boden des Trockenhauses, wo man ihn sorgfältig wendet. In allen Trockenhäusern hat man Schwingmühlen, um den Kaffee zu reinigen, so wie auch eine Menge Schwingen von Weiden gemacht, welche aus Europa hingebracht werden.

Wenn der Kaffee von seinem Pergamenthäutchen gereiniget ist, so bringt man ihn an die Sonne, und zu dieser Arbeit braucht man eben die Kästen, welche an einigen Trockenhäusern angebracht sind. Man wendet und schwingt ihn oft, damit er ganz rein werde.

Die Kaffeebohnen von Surinam sind stärker als die von Cayenne, aber sie haben allgemein einen schlechten Geschmack. Der Grund davon ist, daß man den Kaffee, um ihn von dem Fleische zu reinigen, in Sumpfwasser wäscht, das man aus den Abzugskanälen schöpft; daß man die Bäume nicht gehörig verschneidet, sondern eine Menge Aeste zur Erde herabhängen läßt, und endlich, daß man den nämlichen Tag, wo man ihn einsammelt, auch das Fleisch von den Bohnen herabnimmt.

Baumwolle, Gossypium.

Man pflanzt die Staude sieben bis neun Fuß aus einander, wenn das Erdreich gut ist; ist es aber mittelmäßig, so setzt man sie auch enger.

Nach drei Monaten köpft man sie, läßt aber nur einen oder zwei Schößlinge, damit sie sich nicht busche.

Nach der Aerndte schneidet man die dürren Zweige und Räuber ab, so wie auch die Spitzen von den Zweigen, wo man den Saamen abgenommen hat.

Bananen darf man nicht zwischen die Baumwolle pflanzen, weil letztere dadurch unterdrückt wird, und ausgeht. Wenn einzelne Pflanzen ausgehn, so macht man ein ziemliches Loch, thut etwas Dünger hinein, und setzt eine frische Pflanze. Wenn die ganze Pflanzung anfängt auszugehn, gräbt man das Erdreich acht Zoll tief um, und bepflanzt es von Neuem, doch so, daß man die Pflanzen nicht wieder auf die alten Stellen bringt.

Den Saamen säet man nach dem ersten Regen, oder wenn die Erde angefeuchtet ist.

In jedes Loch legt man drei Saamenkörner, zieht aber, wenn sie aufgehn, zwei Pflanzen aus, und läßt nur die schönste stehen.

Die Pflanze wird oft von Raupen angegangen, und bis jetzt kennt man kein Mittel dagegen. Man hat es versucht, sie mit Schwefeldampf zu tödten, allein es hat keine Wirkung gethan. Eben so wird auch oft die Rinde schadhaft; worauf die Pflanze krank wird und ausgeht. Auch dagegen weiß man kein Mittel. Endlich geschieht es auch nicht selten, daß die Saamenkapsel sich nicht öffnet. In Cayenne nennt man dies Uebel erfrieren (geler) und man kennt ebenfalls kein Mittel dagegen.

Das Land, wo Baumwolle hingepflanzt werden soll,

muß sorgfältiger ausgetrocknet seyn, als das zu Kaffeebäumen; daher kommt es auch, daß in Cayennne die Baumwolle schwer gedeiht, weil man nicht genug Sorgfalt auf das Austrocknen wendet.

Die Pflanzen müssen dreimal des Jahres gehackt werden.

Man kann die Stauden wieder erneuern, wenn man sie sechs Zoll von der Erde abschneidet, und nur ein Reiß läßt; sie ändern dann ihre Natur, und werden recht artige Bäume.

Der Ertrag einer Staude ist ein Viertel bis ein halb Pfund. Die Saamenkapsel enthält neun Saamenkörner.

Sind die Saamenkapseln reif, so werden sie eingesammelt, die äußere Schaale abgesondert, und auf einer besondern Maschine die Wolle von den Saamenkörnern gereiniget.

Ein Neger bewegt diese Mühle, wie ein Scheerenschleifer seinen Stein, und er muß in einem Tage zehn bis dreizehn Pfund reinigen.

Die Baumwolle trocknet man in Kästen, welche an der Gallerie der Manufaktur angebracht sind. Diese Kästen lassen sich auf Falzen hin und her schieben, und diese Falzen liegen in einer bequemen Höhe auf steinernen Pfeilern.

Kakao, Theobroma Cacao.

Der Kakaobaum in Surinam stammt von Carac, und man hat davon verschiedene Arten. Man behauptet, daß dies der beste sey, welcher eine lange gestreifte Schote und dünne Rinde habe.

Man pflanzt den Kakaobaum vorher in die Baumschule auf ein gut zubereitetes Land acht Zoll weit aus einander, und setzt Bananen hinein, damit die jungen Pflanzen Schatten haben.

Wenn man die Kerne legt, muß man sehr aufmerksam seyn, daß der kleine Faden, mit welchem sie an der Schote hängen nicht abgerissen werde, und daß man ihn bei dem Legen unten hin bringe, weil hier die ersten Würzelchen entspringen. Legt man die Kerne nur gerade hin in die Erde, ohne darauf zu sehen, so hat man immer einen Unterschied von fünfzehn Tagen zwischen den Pflanzen, deren Kerne regelmäßig in die Erde kamen, und denen, die man nachlässig hinein warf.

Wenn man den jungen Stamm aus der Baumschule verpflanzt, so beschneidet man zwei bis drei Zoll seine Pfahlwurzel. Nach sechs bis acht Monaten kann man sie versetzen; ihr Stamm hat dann eine graulichte Farbe. Man muß immer die schönsten Stämmchen auslesen, weil diese den schönsten Wuchs erhalten.

Man verpflanzt sie nach dem ersten Regen; man kann sie auf Thonerde setzen, und zwar zwölf Fuß aus einander.

Der größte Theil der Kakaobäume, welche ich gesehen habe, hatten nur einen Stamm; aber einen Fuß hoch von der Erde theilte sich dieser Stamm in drei, vier und fünf Theile.

Man erneuert den Kakaobaum, wenn man das alte Holz abschneidet, und nur einen jungen Schößling stehen läßt. Stehet aber dieser Schößling nicht gleich an der Wurzel, oder am Stamme knapp an der Erde, so behäufelt man den Stamm bis über den Anfang des Schößlings, woraus man einen neuen Baum ziehen will.

Beschnitten werden die Bäume nicht, als nur um ihnen das dürre Holz zu nehmen, und hat der Baum guten Boden, so dauert er vierzig Jahre. Erneuert man ihn aber nach der oben beschriebenen Weise, so dauert er viel länger.

In Surinam nistet sich oft ein Wurm zwischen die Rinde und den Splint des Baumes ein und arbeitet sich bis auf den Kern. Wahrscheinlich gräbt sich dieser Wurm durch ein sehr kleines Loch ein, das man nicht gewahr wird, allein wenn er größer wird, zeigt sich auf der Rinde eine kleine Erhöhung, die man sehr leicht bemerkt. Man macht daher einen Einschnitt, um zu den Wurm zu kommen, und ihn zu tödten.

Ein Kakaobaum trägt ohngefähr drei Pfund Früchte des Jahres.

In Surinam bringt man die Kakaobohnen nicht in

Kufen, sondern läßt sie im Hause auf Haufen liegen, wendet sie aber alle Tage sehr sorgfältig.

Wenn die Kakaobohnen trocken sind, streut man durchgesiebte Asche darüber, und rührt es gut durch einander, oder man nimmt eine Art fetter Erde, die getrocknet und durchgesiebt ist, und mengt sie darunter, um die Bohnen vor den Würmern zu bewahren.

Zu Demerari läßt man die Bohnen in großen hölzernen Kästen, die besonders dazu verfertiget sind, schwitzen, und dann mischt man durchgesiebte Asche darunter. Man sagte mir, daß die Asche von einem besondern Holze sey, das man mir aber nicht nennen oder zeigen konnte.

Indig, Indigofera.

Man hat verschiedene Versuche gemacht, Indig zu bauen, allein sie sind nie geglückt, und der Ertrag war äußerst schlecht. Wahrscheinlich ist das Erdreich zu feuchte, und die Pflanzen werden von dem häufigen Regen verdorben.

Viehstand und Düngung.

Alle Einwohner haben immer eine kleine Heerde großes und kleines Vieh, besonders aber gedeiht das Schaf sehr gut. Man hat Savanen mit einem breiten Kanal umgeben, wo sie Weide und Wasser finden, zugleich hat man Ställe angebracht, wo sie des Nachts Schutz finden. In der ganzen Kolonie kann man die Anzahl des großen Viehes auf fünfzehn bis sechzehntausend Stück rechnen.

Düngung kennt man in Surinam so wenig als den Pflug; ist ein Land abgetragen oder ausgesogen, so verstopft man die Abzugsgräben, und setzt es unter Wasser. So steht es sechs bis sieben Jahre überschwemmt, besonders in der Regenzeit, und einige Pflanzer haben auch die Gewohnheit, im Sommer die Büsche und Sträucher abzuhauen, damit sie faulen und düngen. Hat es lange genug unter Wasser gestanden, so trocknet man es wieder aus, doch so, daß man neue Gräben in einer andern Richtung, als die alten zieht, und wenn es trocken ist, mit der Hacke umarbeitet und wieder bepflanzt.

Holzschläge.

Man ertheilt den Einwohnern, welche Holz schlagen wollen, eben so die Freiheit zu dieser Arbeit, als bei dem Urbarmachen des Landes.

Zu dieser Arbeit sind Neger bestimmt, die sich mit nichts anderm beschäftigen, als Holz zu fällen, und etwas zu ihrer Nahrung zu bauen.

Um diese Arbeit auszuführen, wählt man eine Höhe an einem Flusse, wo man festen Boden hat. Hier legt man eine gewisse Anzahl Neger an, schickt ihnen Vieh und Lebensmittel, und nennt dies eine **Holzwirthschaft** (habitation à bois).

Zuerst muß nun ein gerader fester Weg geöffnet werden um das Holz bequem nach dem Flusse zu schaffen, wozu man alle die Mittel anwendet, welche wir kennen. Zu

großen Blöchen braucht man Schleifen, Winden, Kloben, kleinere Stücke aber trägt man auf dem Kopfe oder der Schulter.

Bisweilen sind bei so einer Holzwirthschaft hundert Arbeiter, Neger und Negerinnen angestellt, und man schlägt Holz zu Bohlen, Bretern, Krummholz (zum Schiffsbau), Walzen und Wellen zu Zuckermühlen.

Unter den Holzarten schätzt man am meisten den Kurbaris, Uakapu Balata. Eben so fällt man auch den, welchen man zu Cayenne Ceder*) nennt, den Bagasse, Acaju,**) Genipa***) und Kühhorn.

*) Ceder, acajou à planches, cèdrela odorata, ein großer schöner Baum, der mit dem Mahagoni viel Aehnlichkeit hat. Das Holz ist zart, leicht, röthlich, wohlriechend und man kann es zu Häusern, Fahrzeugen und Schreiner-Arbeit benutzen. Die Spanier gaben ihm den Namen cedro wegen seines aromatischen Harzes. Wenn die Rinde frisch ist, so hat sie einen häßlichen narkotischen Geruch, so wie auch die Blätter bei warmem Wetter einen unangenehmen Geruch verbreiten. Anm. d. Ueb.

**) Acajou à meubles, Switenia Mahagoni.

***) Genipa ist ein ziemlich hoher Baum, der auch auf den Antillen wächst. Er blüht im Juni und im August oder September hat er reife Früchte. Die Frucht ist eine grünlicht weiße ovale Beere von der Dicke einer großen Citrone. Sie wird, wenn sie reif ist, von den Indianern gegessen, und ist sehr erquickend und stärkend. Der Saft giebt eine dunkel violette Farbe, welche aber nur höchstens zehn Tage dauern soll.

Wer sein Holz recht gut haben will, legt es einige Zeit in süßes Wasser, und läßt es an der Luft wieder trocknen, damit es den Gummi verliert. Dies wiederholt man einigemal, bis das Holz gut und fest ist.

Bauwesen.

Der Holländer war gewohnt in seinem Vaterlande auf einen guten Rost die größten Paläste aufzuführen, und das nämliche wollte er auch in Surinam thun; allein aus Erfahrung lernte er, daß hier auch der beste Pfahlrost nachgebe, weil man in der Tiefe auf eine Art fette Erde traf, die der Rammen nicht bezwingen konnte; die Pfähle wurden von der Erde angezogen, konnten nicht tiefer eingerammelt werden, und man baute nun sicher darauf, in der Ueberzeugung, man habe festen Boden. Allein nach und nach drückte die Last langsam auf den Rost, die Abwechselung der Jahreszeit bewirkte auch eine Veränderung in der Tiefe des Bodens, und das Gebäude sank. Man mußte daher auf einen Ausweg denken, um einem Gebäude festen Grund zu geben, und man befolgt jetzt eine Methode, die wirklich gut ist.

Man gräbt nämlich den Grund zu einem Gebäude so tief, bis man etwas festen Boden antrifft. Hierauf füllt man die Grube mit Sand und Muschelschalen aus, so daß man immer Schichten sechs Zoll stark macht, sie

Das Holz ist perlgrau, und man braucht es häufig zu Flintenschäften, weil es eine schöne Politur annimmt.

Anm. d. Ueb.

mit Wasser begießt und feste stampft, und fährt damit bis einen Fuß über die Oberfläche des Bodens fort. Diese Ausfüllung wird so eine feste Masse, daß sie auch dem schwersten Gebäude nicht nachgiebt, das man mit gebrannten Backsteinen, Kalk und Cement sogleich auf den gemachten Grund aufführt.

Kann man sich keinen Sand und Muschelschalen verschaffen, so bedient man sich eines andern Mittels, das ebenfalls sehr gute Dienste leistet.

Man gräbt nämlich den Grund bis unter das Niveau des niedrigsten Wasserstandes, macht ihn gleich und schlägt den Boden des Grundes sehr fest. Nun legt man gute Bohlen in die Breite darauf, und zwar zwei über einander, so daß die obersten immer die Fugen der untersten übergreifen, und setzt nun darauf sein Gebäude. Da das Holz beständig im Wasser liegt, so giebt es einen sehr dauerhaften Grund, und das Gebäude senkt sich nie.

Alle Wohnungen hängen an einander, und sie sind bloß durch einen Damm von einander getrennt. Hinter denselben sind Dämme, um das Wasser von den Sümpfen abzuhalten, das sich aber zur Regenzeit außerordentlich anhäuft, und für die Pflanzungen gefährlich zu seyn scheint. Man hätte dies leicht vermeiden können, wenn man einen besondern Abzugskanal angelegt hätte, allein dadurch wäre schon etwas mehr Land verloren gegangen, das man besser anwenden konnte. Ueberhaupt aber hat man wenig zu befürchten, indem das Land beinahe einer=

lei Niveau hat, und das Wasser also weder mit Geschwindigkeit noch außerordentlicher Kraft auf die Dämme wirkt. Häuft sich das Wasser aber ja zu sehr, daß man befürchtet, es möchte über den Damm gehn, so darf man nur denselben durchstechen, oder welches noch besser ist, eine Schleuße anbringen, die man öffnen kann, um das Wasser durch den Abzugskanal abzuleiten.

Aufwand auf Gebäude, Arbeiter, Aufseher und Neger.

Jeder Einwohner von Surinam hat in seiner Wirthschaft immer einige geschickte Neger, und dies sind die Sklaven, welche zu Schreiner-, Zimmer- und Maurerarbeit gebraucht werden. Hat man ja nöthig, einen Weißen bei der Arbeit anzunehmen, so wird ihm das Ganze verakkordirt. Bisweilen besoldet man auch einen weißen Arbeiter, und sein Salair beträgt gewöhnlich 50 Gulden monatlich, nebst freier Kost. Zwei oder drei der geschicktesten Neger sind seine Gehülfen.

Ein Oberverwalter erhält nach seinen Fähigkeiten sechshundert bis fünfzehnhundert Gulden, und alle drei oder vier Monate schickt man ihm seine Mundprovision an Wein, Bier, Pöckelfleisch, Schweinefleisch, Schinken und Würste, das sich immer auf acht bis neunhundert Gulden beläuft, wovon er aber noch einen Unterverwalter erhalten muß, dem der Herr zweihundert Gulden Besold giebt. Außer diesen hält er auch noch einen Schreiber und einen oder einige weiße Offiziers, welche auf die Arbeit Acht haben, und den Verwalter unterstützen.

Der Regisseur der Pflanzung wohnt mehrentheils in der Stadt, und erhält bei den Geschäften, die er besorgt, zehn Prozent.

Die Neger kosten dem Herrn in der Kleidung wenig, denn sie gehen fast nackend, und es ist schon viel, wenn ein Herr jeden Sklaven jährlich sechs Ellen grobes Tuch giebt; hingegen fordert ihre Nahrung etwas mehr. Nach dem Gesetz muß auf zehn Sklaven ein Acker mit Bananen bepflanzt seyn, und der Herr muß alle Kosten dazu tragen. Außerdem giebt man ihnen auch noch Salz und gesalzene Fische.

Den Sonntag haben sie frei von der Arbeit, die andern Tage aber haben sie früh eine halbe Stunde Morgenbrot, und ein und eine halbe Stunde Mittag. Alle ihre Arbeiten verrichten sie nach bestimmten Aufgaben, und wenn sie fleißig sind, setzt sie diese Einrichtung in den Stand, sich einige Stunden Erholung zu verschaffen, oder in ihrem Garten zu arbeiten. Dieser Garten besteht aus einem Stück Land, das der Herr hat austrocknen lassen, damit es kann bepflanzt werden.

Da fast alle Pflanzungen an den Ufern der Flüsse oder der Krickes liegen, so kann der Neger sich leicht frische Fische und Krabben verschaffen. Man giebt ihm auch Gelegenheit, sich Flügelwerk zu ziehen.

Uebrigens theilt man auch jährlich etwas Zwirn, Nähnadeln, Feuerzeug und Hüte unter sie aus.

In Rücksicht ihrer Bestrafung bei begangenen Fehlern, hat man zwar zwei Gesetze, um den Grausamkeiten der Herren Einhalt zu thun, allein sie werden schlecht gehalten, und es gehört schon ein außerordentlicher Fall dazu, wenn die Sache bei der Justiz klagbar werden soll.

Da der Neger allen Unannehmlichkeiten der Witterung ausgesetzt ist, und auch bei dem schlechtesten Wetter fortarbeiten muß, wenn er einmal angestellt ist, so ist er auch mancherlei Krankheiten unterworfen. Jeder Einwohner von Surinam und jeder Verwalter ist dann Arzt; wird aber die Krankheit gefährlicher, so fragt man den Arzt oder Wundarzt in der Stadt um Rath. Magenkrankheiten sind immer die gefährlichsten, und da man kein Mittel dagegen hat, so sterben die mehresten daran, so wie auch an der venerischen Krankheit. Gegen letztere Krankheit braucht man schweistreibende Tisanen und reibt Merkurius ein. Werden die Neger vom Aussatz oder der Elephantiasis angegriffen, so hält man sie für unheilbar.

Der gewöhnliche Preis eines Negers ist vierhundert und fünfzig bis sechshundert Gulden. Für die besten, und zur Arbeit tauglichsten hält man die Carmentins, Carbaris, Arradas und allgemein die, welche von der Goldküste kommen.

Uebrigens beträgt der jährliche Aufwand auf Gebäude, Schleußen, Gerätschaften u. s. w. zwei und ein halb Prozent des jährlichen Ertrags der Pflanzung.

Siebentes Kapitel.

Beschreibung einiger Pflanzungen in Surinam.

Hautuyn.

In der Zuckersiederei von Hautuyn sind hundert und dreißig Neger angestellt, wovon sechzig in der Pflanzung arbeiten, (das man à la file arbeiten nennt,) und nicht zu der Bearbeitung des Zuckers kommen. Die Pflanzung enthält zweihundert sechs und dreißig Acker Land zu Zuckerrohr, und bereitet jährlich dreihundert Barriken Zucker. Zum Auspressen des Zückerrohres ist eine Roßmühle da.

Domburg.

Diese Pflanzung liegt an dem linken Ufer des Surinams, und zur Zuckersiederei sind hundert und ein und siebzig Neger angestellt; nämlich sechs und fünfzig Neger, sechzig Negerinnen, vier und zwanzig Negerbuben und ein und dreißig Negermädchen. Vier und zwanzig davon arbeiten in der Pflanzung. Jährlich werden vierhundert Barriken Zucker verfertigt.

Alkmar.

Sie liegt an dem linken Ufer des Komewine, und hält vierhundert und vierzig Neger. Hundert und fünfzig arbeiten in der Pflanzung, dreißig sind zur Unter=

haltung der Gärten, Hecken u. s. w. angestellt, die übrigen sind in den Arbeitshäusern.

Durch die Pflanzung geht ein Kanal, zweitausend vierhundert und fünf und vierzig Toisen lang, vier und zwanzig Fuß breit, und acht Stiche oder sechs Fuß tief. Auf diesem Kanal fahren die Neger den Kaffee zur Zeit der Aerndte herbei, und erhalten dadurch nicht nur viel Bequemlichkeit bei dem Einbringen, sondern sie haben auch den Vortheil, Sommerszeit Wasser in der Nähe zu haben, das sie sonst weit herholen müßten.

In dieser Pflanzung stehen immer zwei und vierzig, oder fünf und vierzig Kakaostämme, die jährlich hundert und fünfzigtausend Pfund Kakaobohnen geben.

In einem gemeinen Jahre beträgt die Aerndte des Kaffees achtzigtausend Pfund. Im letzten Jahre war sie bis auf hundert und zwölftausend Pfund gestiegen.

Man hat zum Abtrocknen der gereinigten Kaffeebohnen fünf sogenannte Glacis.

Die Pflanzung ist dreihundert und fünfzehn Toisen breit, und hält tausend Acker Flächeninhalt, wovon sechshundert Acker angebaut sind.

Scounouc.

In dieser Pflanzung werden jährlich vierhundert, bis vierhundert und fünfzig Barriken Zucker verfertigt. Achtzig Neger sind damit beschäftigt.

Der Bottich zum Zuckersafte enthält, wenn er voll ist, achtzehn Bordeauer Barriken, und von den beiden großen Kesseln hält jeder sechs Barriken.

Zu einen Satz Zucker muß der große Kessel zweimal mit Saft gefüllt und gesotten werden, und zwei Sätze Zucker machen eine Barrike von tausend Pfund.

Pflanzung des Herrn Rineval.

Die Pflanzung des Grafen von Rineval liegt an dem rechten Ufer des Komewine, Scounouc gegen über, und trägt seit dreißig, vierzig, fünfzig und selbst sechzig Jahren Kaffee. Es stehn auf derselben fünfzigtausend Stück Kaffeebäume, welche jährlich achtzigtausend Pfund Kaffee geben. Man hat in dieser Pflanzung ein Stück mit Kaffeebäumen, die vierzig Jahre dauern, und dann noch tragbar, aber nicht schön sind.

Wisfers Sorg.

Wisfers Sorg liegt an dem linken Ufer des Komewine und gehört dem Herrn Roux. Es hält im Ganzen dreihundert Neger, und baut jährlich zweihundert und fünfzigtausend Pfund Kaffee. Der größte Theil der Kaffeebäume ist sehr alt. Auch in dieser Pflanzung ist ein Fahrkanal, zum Transportiren der Früchte. Dieser Kanal ist eintausend sechshundert und achtzig Toisen lang und dreißig Fuß breit. Dies ist die einzige Pflanzung, wo ich eine Stampfmühle antraf, um den Kaffee von seinem Pergamenthäutchen zu reinigen. Zugleich ist auch damit ein Werk verbunden, wo man die Kaffeeboh=

nen von ihrem Fleische reinigt, das man auch in andern Pflanzungen hat, und von Pferden drehen läßt. Wo beide Werke mit einander verbunden sind, greift ein horizontales Rad, mit seinen vertikalen Kämmen in zwei Getriebe, wodurch beide in Bewegung gesetzt werden. Sollen nur die Stampfen gehn, so werden aus dem andern Getriebe drei Spilthölzer herausgenommen. Das Stampfwerk hat sechs und fünfzig Stampfen, welche ins Gevierte nur drei Zoll stark sind.

Merveille.

Die Pflanzung Merveille, am rechten Ufer des Surinams hat im Ganzen zweihundert und achtzig Neger, wovon nur achtzig eigentlich in der Pflanzung arbeiten, hundert und zwanzig aber andere Beschäftigungen haben.

Sie besteht aus dreihundert und fünfzig Acker Land, die mit Zuckerrohr bepflanzt sind, und jährlich werden fünfhundert Barriken Zucker verfertigt.

Katwyk.

Diese Pflanzung gehört dem Herrn Kocke, und hält zweihundeat Neger, wovon hundert in der Pflanzung arbeiten. Die Pflanzung hat hundert und dreißigtausend Kaffeebäume, und baut jährlich zweihunderttausend Pfund Kaffee. Sie liegt am linken Ufer des Kosmewine.

Limes Hoop.

Diese Pflanzung liegt am rechten Ufer eines Armes

des Matapica, hat dreihundert und sechzig Neger, und gehört dem Herrn Limes. Man behauptet, der Ertrag des letzten Jahres habe sich auf dreihundert und fünfzigtausend Pfund Kaffee belaufen. Dreißig Acker Land hat man zu Gebäuden, Vorrathshäusern, Gärten, Luststücken, Spaziergängen u. d. m. angewendet, und man kann diese Pflanzung dem schönsten Landgut in Europa an die Seite setzen. Fünfzig Neger sind beständig beschäftigt die Gärten und Blumenstücke zu unterhalten, und zehne zum Beschneiden der Hecken.

Der Besitzer ist sehr reich, besitzt noch mehrere Pflanzungen, und auch viel Häuser in Paramaribo. Er ist selten zu Limes Hoop, und kaum kommt er des Jahres zweimal, um ein oder zwei Tage sich aufzuhalten.

Alida.

Alida liegt an dem rechten Ufer des Cotica, und hat vierhundert und fünfzig Acker Land mit Zuckerrohr bepflanzt. Von dreihundert und zwanzig Negern sind fünfzig mit der Pflanzung beschäftigt.

Der Bottich zum Zuckersaft hält zehn Bordeauer Barriken, und jeder von den großen Kesseln, fünfe.

Die Mühle ist sehr gut eingerichtet, und alle sechs Stunden wird der Bottich dreimal mit Saft angefüllt, das auf jede Stunde fünf Barriken ausmacht.

Der Fahrkanal ist achttausend dreihundert und sech=

zehn Toisen lang, die über drei und eine halbe Meile (25 auf einen Grad gerechnet), betragen.

New-Mocha.

Die Pflanzung liegt am linken Ufer des Cotica, und von hundert und dreißig Negern arbeiten fünfzig in der Pflanzung. Sie trägt jährlich hundert und zwanzig bis hundert und dreißigtausend Pfund Kaffee ein.

Achtes Kapitel.

Vergleichung des Bodens von Surinam mit dem von Domingo und dem Französischen Guiana.

Ein Acker von dem besten Lande in Surinam trägt vier bis fünf Barriken rohen Zucker ein, und mittelmäßiges Land, nur drei und viere; in Domingo ist der Ertrag fast noch einmal so stark. Bei dem Kaffee kann kein Vergleich Statt finden; denn in St. Domingo wird gewöhnlich das schlechteste Land zur Anpflanzung der Kaffeebäume genommen, die man in Surinam auf das beste Land pflanzt.

Einen anderen Vorzug hat St. Domingo über Surinam in Rücksicht der Behandlung des Bodens. In St. Domingo bleiben gute Ländereien immer gut, und sie scheinen keine Düngung zu erfordern; in Surinam

muß man dem Lande durch Kunst nachhelfen, und gewissermaßen immer einen chemischen Prozeß wiederholen. Zuerst muß man es unter süßes Wasser setzen, um die in dem Boden enthaltenen Theile zur Vegetation geschickt zu machen, und nach einiger Zeit gehen die fruchtbaren Theile durch die Vegetation und den Regen ganz verloren, und man muß die vorige Operation wiederholen, um den Boden tragbar zu machen. Dies erfordert aber Zeit und Kosten, ohne den Aufwand zu rechnen, den man auf die erste Austrocknung wenden mußte, und vermindert im Ganzen genommen, den Ertrag. St. Domingo hat also auch hierinne den Vorzug, weil es aller dieser Operationen nicht bedarf.

Um nun den innern Werth beider Kolonien richtig zu bestimmen, kann man mit Recht sagen, daß wir zu St. Domingo eine Goldgrube haben, die man ohne Mühe und ohne große Kenntnisse öffnen kann, die Holländer in Surinam hingegen, nur eine Silbergrube, zu der sie aber kostbare, theure Schachten öffnen mußten, um hinein zu steigen.

Was die Behandlung der Produkte betrifft, so muß ich gestehen, daß man zu Surinam vortrefflichen rohen Zucker bereitet, und zwar ohne große Kunst.

In Rücksicht des Kaffees sind die Bohnen zwar größer, als der von St. Domingo, der Anbau der Bäume ist ohne Tadel, die Glacis, Trockenhäuser, Mühlen, Bottiche, Magazine sind von einer Pracht, die man sich

kaum vorstellen kann; allein in Rücksicht der Handgriffe und Behandlung habe ich nichts besonders gefunden, daß wir nicht schon lange kannten. Außerdem hat aber auch der Kaffee von Surinam einen widrigen Geschmack, an den ich mich gar nicht gewöhnen konnte, und den er auch so lange behalten wird, als sie fortfahren, ihn im trüben Grabenwasser zu waschen.

In Ansehung Surinams und Cayenne kann keine andere Vergleichung Statt finden, als die des Bodens; denn außerdem sind beide so weit von einander verschieden, als die Hottentotten von gebildeten, industriösen Europäern.

Der Boden von Surinam und der von Cayenne kommen in Rücksicht der Bestandtheile und natürlicher Produkte desselben, so wie der Witterung und Jahreszeiten völlig überein.

Die unfruchtbaren Länder von Cayenne sind gerade die nämlichen, wie in Surinam, welche ich fünfzehn Meilen von Paramaribo durchwandert habe; überall fand ich den nämlichen Ueberfluß an Sand und Thon, die nämlichen Arten von Bäumen, Sträuchern, Gräsern, vierfüßigen Thieren, Vögeln und Insekten.

Der schlammige Boden der Wurzelbaumwälder, die schwarze, zerreibliche Erde der Fichtenwälder, die überschwemmten Savanen, alles gleicht sich in beiden Kolonien, ausgenommen die geometrische Vertheilung der

der Plänen und Gebirge, oder der Niederungen und Höhen.

Die Insel Cayenne ist gebirgig, aber überall von Niederungen durchschnitten, welche sehr gut ausgetrocknet und angebaut werden können.

Das nahgelegene feste Land zeigt, wenn man jeden Fluß, von Marroni bis an den Kaw hinauf steigt, die nämliche unordentliche Vertheilung; allein da man bei jedem Schritte zusammenhängende Niederungen antrifft, so betrachte ich die nahen Berge als einen Vortheil, weil sie nicht nur Holz und süßes Wasser auf einem kürzeren Wege liefern, sondern auch zur wohlfeilen Gründung der Gebäude und Anbau der Lebensmittel tauglich sind. Der Holländer hingegen muß mit Mühe sein Gebäude auf den Morast setzen, und sein Bauholz weit herholen.

Von dem Kaw bis an den Oyapock trifft man gemeiniglich größere Plänen von Wurzelbäumen und Fichten an, die Gebirge ziehen sich drei, vier und fünf Meilen zurück in das Innere des Landes, und hier könnte man eine eben so große und zusammenhängende Kolonie anlegen, als in Surinam. Dabei hätte man noch immer vor den Holländern den Vortheil, daß man Holz, Lebensmittel und süßes Wasser nahe hätte, das jene an keinem ihrer Flüsse haben, da ihre Wohnungen in einem Morast von fünfzehn Quadratmeilen eingeschlossen sind,

wo sehr leicht die Fluth hinreicht, die bei uns höchstens auf acht oder zehn Meilen merkbar ist.

Der Surinam-Fluß giebt bestimmt die nämliche Ansicht als der Apruage, und was dort der Comewine-Fluß ist, ist hier der Kuruai, an welchen man eine einzige Pläne von Fichten antrifft, welche über vier Quadratmeilen hält. Es ist daher gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Niederungen in dem Französischen Guiana können ausgetrocknet werden, denn dies kann bestimmt mit weniger Kosten und Aufwand, und mit mehr Lokalvortheilen geschehen, als die Holländer besaßen; aber die Hauptsache liegt an den Menschen, die das Werk ausführen sollen.

Was kann man aber von Einwohnern erwarten oder fordern, welche arm und unwissend sind, und sich begnügen, wenn sie nur das Leben haben? — Eingenommen von ihren Vorurtheilen, beharrlich auf ihre Verfahrungsart, bringt man sie nur auf, wenn man sie eines Besseren belehren will, gegen das sie eine natürliche Abneigung zu haben scheinen, weil sie vom König und seinen Administratoren alle mögliche Unterstützung erhalten, ohne daß sie nöthig haben, sich darüber zu berechnen. Umsonst sucht man Gemeingeist und Thätigkeit unter ihnen, seit einem Jahrhunderte liegen sie in einem Todesschlafe, aus dem sie schwerlich zu wecken sind. Die Macht der Gewohnheit ist stärker als alles andere, und alle ihre Gewohnheiten führen zur gänzlichen Zerstörung aller Geistes- und Körperkräfte.

Will man also ja etwas wirken, so darf man ja nicht auf die gegenwärtige Generation rechnen, sondern erst von der folgenden andere Aussichten hoffen, um andere Mittel anzuwenden. Beispiel und Belehrung muß auf die Jugend wirken, um sie zu bilden, und auf sie den Grund einer blühenden Kolonie zu legen.

Ich glaubte zu Surinam nichts besseres für Cayenne zu erhalten, als einen geschickten Ingenieur, und ich war so glücklich, ihn an dem Herrn Guisan zu bekommen. Er war Lieutenant bei dem Militär, Regisseur bei der Zuckersiederei seines Onkels, und von dem Gouverneur angestellt, die Plane der Kolonie zu untersuchen und zu verbessern. Ich versicherte ihm jährlich tausend Thaler Gehalt, und den Charakter als Ingenieur. Er gieng mit Erlaubniß des Gouverneurs mit mir, und arbeitet nun nach Holländischer Manier auch auf dem Französischen Guiana.

Neuntes Kapitel.

Bemerkungen des Grafen d'Ennery über die Holländische Kolonie von Surinam, in einem Briefe an den Herzog von Praslin, 1769.

In Guiana besitzen die Holländer den Landstrich, welcher sich von dem Marroni bis an den Oronoko-Fluß erstreckt.

Der Marroni macht die Gränze mit den Franzosen, der Oronoko mit den Spaniern. Sie machen auch Ansprüche an die Strecke zwischen den Sinnamary und Marroni, und behaupten, der Sinnamary mache die Gränze zwischen Frankreich und ihnen; allein ihre Ansprüche sind ohne Grund, und Frankreich würde nicht wohl thun, es ihnen einzuräumen.

Die Holländer haben ihre Kolonien an den Flüssen Surinam, Berbiches, d'Esseké und Demerary. Diese Kolonien hängen von drei Kompagnien ab, deren jede ihren besonderen Gouverneur hat, der mit den anderen in keiner weiteren Verbindung steht.

Die ansehnlichste Niederlassung ist Surinam, und

hat einen Generalgouverneur, welcher zu Paramaribo residirt.

Die Kolonie von Berbiches hat ebenfalls ihren eigenen Gouverneur, so wie auch die Kolonien von Essekè und Demerary. Zu Demerary ist nur ein Kommandant, welcher unter dem Gouverneur von Essekè steht.

Die Einfahrt in den Surinam-Fluß ist wegen der Menge Sandbänke und Schlamm sehr beschwerlich, indessen kann zur Fluthzeit ein Schiff, das zwanzig Fuß Wasser hält, sehr gut einfahren. Man hat auch gute Piloten, welche das Schiff führen.

Wenn man ungefähr zwei Meilen vom Ausfluß des Surinams an seinem rechten Ufer hinauf fährt, so trifft man auf den Comewine-Fluß, der sich in den Surinam ergießet. Hier haben die Holländer ihre Vertheidigungswerke angelegt, die aus einer Batterie mit Kanonen an dem rechten Ufer des Comewine, aus der Citadelle Amsterdam an dem linken Ufer, bestehn. Noch haben sie eine Batterie an dem linken Ufer des Surinams, dem Ausflusse des Comewine gegen über.

Diese beiden Batterien machen mit der Citadelle einen Triangel, die Kanonen können es übers Kreuz bestreichen und dadurch die Einfahrt in den Comewine so wie auch das weitere Hinauffahren auf dem Surinam verhindern.

Die Batterien sind sehr gut mit metallenen Kanonen besetzt, die auch sehr gut bedient werden. Die Citadelle Amsterdam liegt, wie ich schon bemerkt habe, an dem linken Ufer des Comewine und dem rechten Ufer des Surinams, und zwar mitten in einem kleinen Sumpfe, durch den eine Chaussee geht, die von den Kanonen gedeckt ist. Von dem Landungsplatze bis an das Thor sind es hundert Schritte.

Das Fort besteht aus vier Bastionen, und ist mit einem Erdwall umgeben, um den ein breiter Graben geht, der voll Wasser ist; der bedeckte Weg ist noch nicht mit Pallisaden versehen, und man hat auch weder gewölbte Pulvermagazine noch Kasematten. Zur Vertheidigung sind tausend Mann nöthig; die Artillerie ist sehr zahlreich, und die Kanonen alle von Metall, allein Mörser sind nicht da.

Von Amsterdam bis Paramaribo, dem Hauptorte der Kolonie sind drei Meilen. Paramaribo ist eine artige Stadt am linken Ufer des Surinams, mit einem schönen Haven. Hier liegen die Schiffe vor Anker, welche aus Europa kommen, um die Produkte der Kolonie zu laden.

Bei dem Eingang der Stadt ist eine Batterie, welche den Fluß und Haven bestreicht; sie heißt das Fort von Seeland, und hat zwanzig Kanonen. Die Stadt ist sehr volkreich, und hat eine schöne Lage. Die Häuser sind von Holz auf einem Grund von gebrannten Backstei=

nen, die man aus Holland bringt, aber alle sehr schön. Der Surinam-Fluß ist ungefähr zwanzig Meilen über seinen Ausfluß angebaut, und an beiden Ufern sind die vortrefflichsten Pflanzungen von Kaffee und Zuckerrohr. Weiter hinauf können die Holländer wegen der feindlichen Marronen nicht dringen.

Eben so weit als der Surinam ist auch der Comewine an beiden Ufern angebaut. Etwa vier Meilen oberhalb des Ausflusses des Comewine in den Surinam, geht der Cottica in den Comewine, und hier ist eine Batterie mit Kanonen, welche das Fort Sonnewelt heißt. Der Cottica ist ein schöner Fluß, und eben so weit an seinen beiden Ufern angebaut, wie die ersten. Auch giebt es an diesen drei Flüssen eine Menge Kricks und Bäche, die sich in dieselben ergießen, und ebenfalls angebaut sind.

Weder in den Französischen noch Englischen Kolonien habe ich etwas gefunden, das sowohl die Schönheit und Sauberkeit dieser Pflanzungen, als der Pracht der Gebäude gleich käme. Alle diese Ländereien, längs den Flüssen, waren bei jeder Fluth vier bis fünf Fuß hoch mit Wasser bedeckt, allein durch Graben und Schleußen trockneten sie die Holländer aus, und verschafften sich dadurch ihre ungeheuere Einkünfte. Man kann also sagen, daß durch ihre Industrie hier eine neue Schöpfung entstand. Die Pflänzer von Surinam sind sehr geschickt im Urbarmachen des Landes, und sie haben

daher auch viel Vorschuß von Amsterdam, den sie aber mit sechs Prozent verinteressiren müssen. Die Kolonie würde noch schnellere Fortschritte machen, wenn sie nicht durch die Marronen zu sehr gehindert würde, allein diese sind sehr zahlreich geworden, und die Einwohner müssen beständig mit ihnen Krieg führen. Man fürchtet sich um so mehr vor ihnen, da sie oft unvermuthet wie ein Strom aus den Wäldern hervorbrechen, und Feuer und Mord in den Pflanzungen verbreiten, wo sie immer eine Art von Verständniß mit den Sklaven unterhalten, die oft bei ihnen einen Zufluchtsort suchen, wenn sie von ihren Herren entfliehen. Jetzt ist man im Begriff, einen Frieden mit ihnen zu schließen, ob es gleich sehr schwer seyn wird, mit Negern, die recht gut wissen, daß man sie fürchtet, und die deswegen ihre Forderungen aufs höchste spannen werden, ein festes Bündniß zu machen. Man rechnet die Anzahl der Marronen auf zehn bis zwölftausend, Weiber und Kinder mit eingeschlossen. Sie haben sich zu mehrern Trupps und Dorfschaften vereinigt, deren jede ihr Oberhaupt hat.

Die Kompagnie von Surinam unterhält zwei Bataillons, jedes zu sechshundert Mann, und eine Kompagnie Artillerie. Diese Truppen sind fast allein damit beschäftigt, die Marronen von den Pflanzungen abzuhalten, und kaum bleiben einige in der Citadelle von Paramaribo. Die Einwohner sind in Bürgerkompagnien getheilt, und müssen im Nothfall Kriegsdienste thun, so

wie auch die Juden. Der Gouverneur oder Kommandant hält zweimal des Jahres Revüe.

Die Kolonie hat im Jahr 1768 vierzehn Millionen Pfund Kaffee gebaut, sechs und zwanzigtausend Barriken rohen Zucker, jede Barrike zu tausend Pfund gerechnet, zweimalhunderttausend Pfund Kakaobohnen, und hunderttausend Pfund Baumwolle; ohngefähr siebzig Europäische Schiffe laden diese Produkte, um sie nach Europa zu bringen. Die Einwohner bezahlen auf jeden Sklaven hundert Franz. Sols Kopfgeld, und zwei und ein halb Prozent auf die Ein- und Ausfuhre der Waaren. Diese Abgaben zieht die Kompagnie, welche die Freiheiten umsonst austheilt, aber auch die Truppen und Festungswerke erhalten muß. Außerdem hat aber die Kolonie noch mehrere Abgaben, von denen mancherlei bestritten wird; die beschwerlichste ist die Steuer auf die Marronen.

Nordamerikanische Schiffe können nach Surinam handeln; sie bringen Vieh, Pöckelfleisch, Stockfisch, so wie allerlei Eßwaaren und andere Handelsartikel; nur dürfen sie keine Neger einführen, und nichts als Sirop und Tafia ausführen; was sie auf diese Art nicht umtauschen, wird mit baarem Gelde oder Wechseln bezahlt.

Die Kolonie hat ohngefähr funfzigtausend Sklaven,*)

*) Im Jahr 1777 hatte sie siebzigtausend Sklaven.

D. Orig.

sowohl Erwachsene als Kleine, viertausend Weiße von jedem Alter und Geschlechte, unter denen sich eine ziemliche Anzahl Juden befinden. In keinem Lande genießen die Juden mehr Freiheiten und Privilegien, als hier, sie haben ihre freie Religionsübung, sie besitzen Ländereien, Häuser, Sklaven, und bei der Wahl der Rathsmitglieder haben sie so gut ihre Stimmen, als die andern Einwohner. Sie haben auch ihre eignen Magistratspersonen, die sie wählen, und welche ihre Angelegenheiten und Streitigkeiten schlichten.

Man hat auch zu Surinam eine Anstalt von der Sekte des Grafen von Zinzendorf.

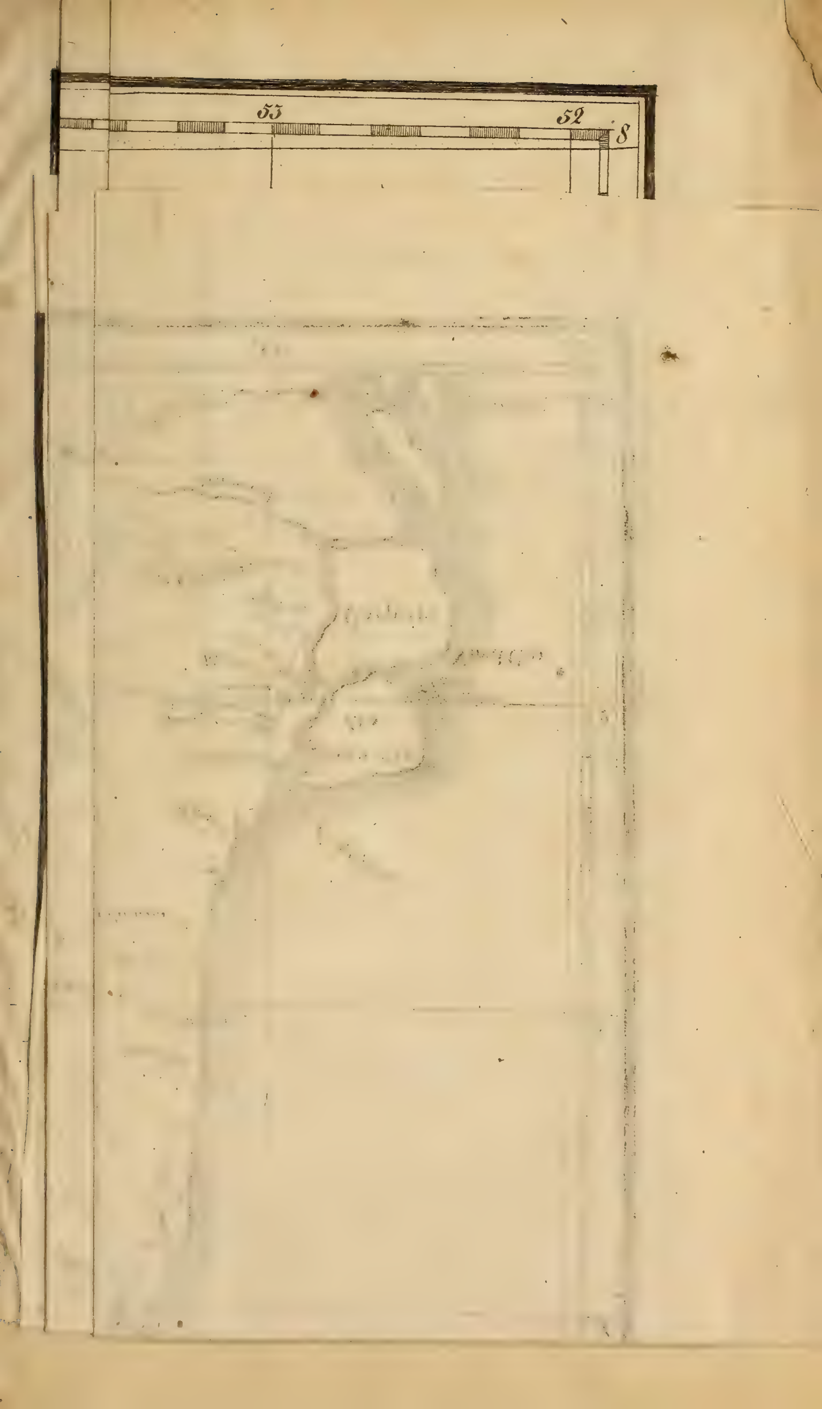
Das Gouvernement besteht aus einem Generalgouverneur und einem Kommandanten, welche von der Kompagnie ernennt werden, zwölf Räthe aber werden von den Einwohnern gewählt, das heißt, wenn eine Stelle offen ist, schlagen sie dem Gouverneur zwei Kandidaten vor, und dieser wählt den, der ihm gefällt.

Der Gouverneur hat als Repräsentant der Kompagnie viel Ansehn, allein den größten Theil der Angelegenheiten kann er nur nach der Mehrheit der Stimmen im Rathe entscheiden. Er besetzt provisorisch alle erledigten Stellen, bis auf anderweitige Verordnung der Kompagnie.

In der Kolonie Berbiches sind alle Marronen zu

ihren Herren zurückgekehrt, und nun fängt diese Kolonie an, sich wieder zu erholen. Sie unterhält zweihundert Mann Truppen.

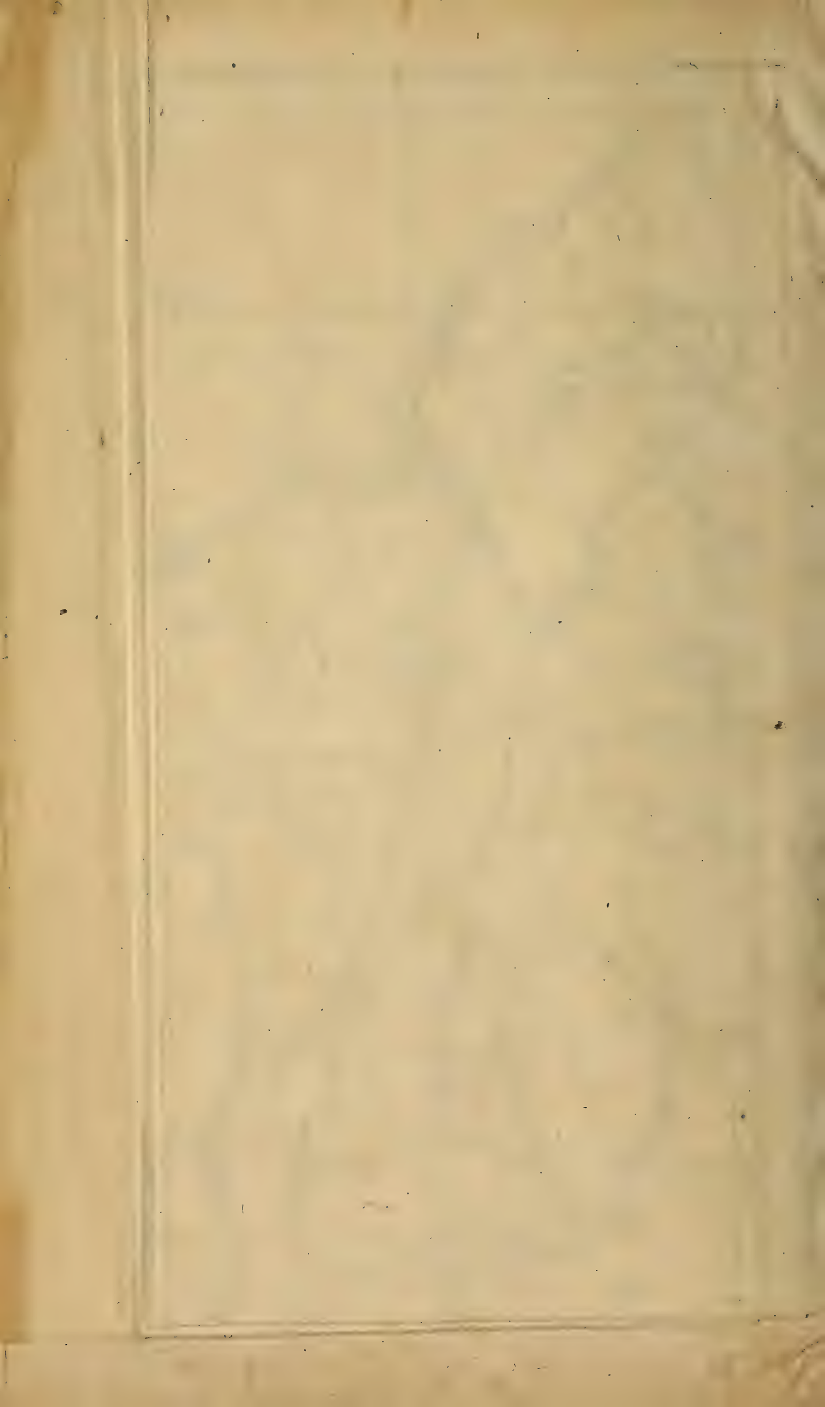
Zu Essekė und Demerary sind viel Zuckersiedereien, doch baut man auch Kaffee und Kakao.

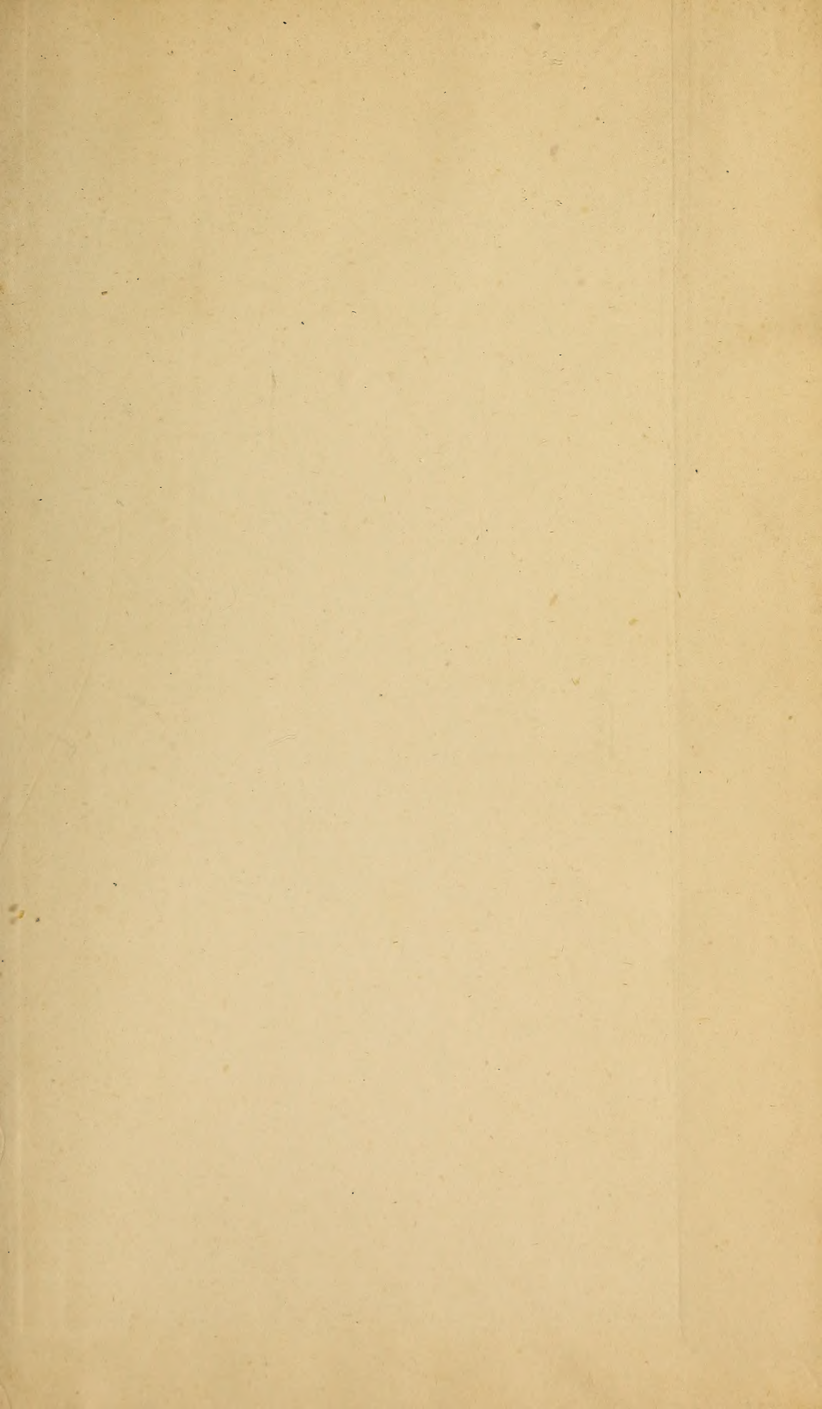

53
52
8

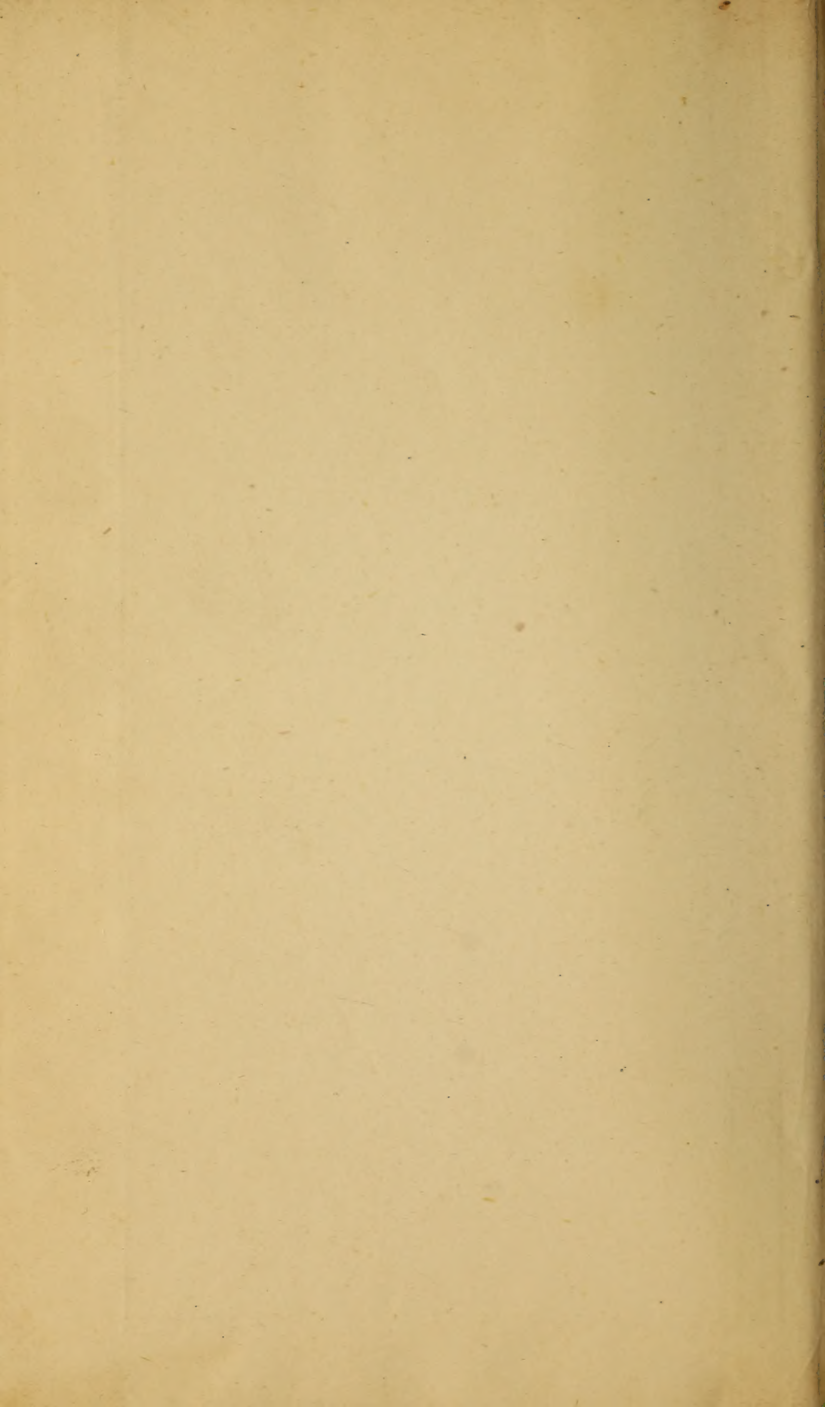


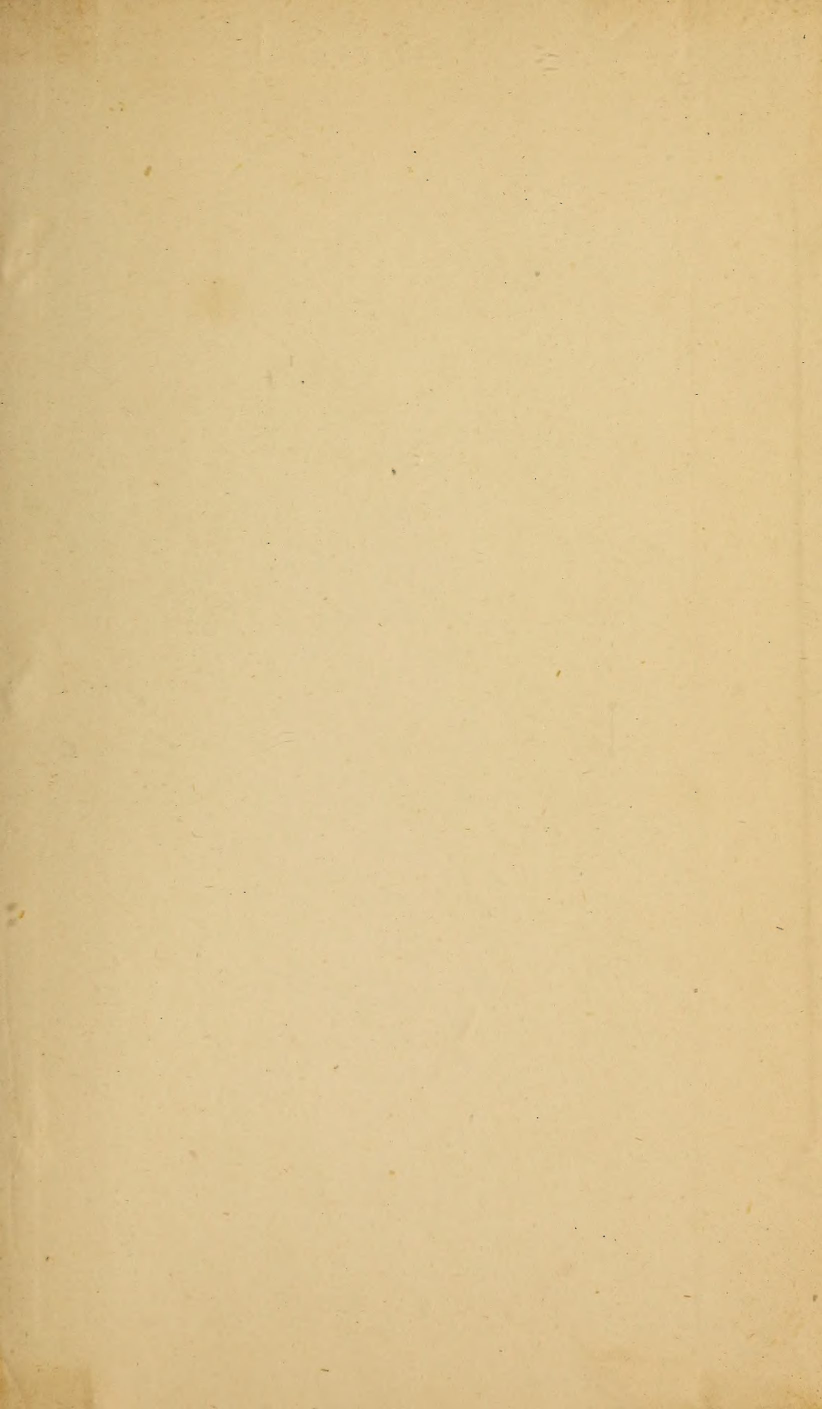


CHARTE
von
DEM HOLLAENDISCHEN UND FRANZOESISCHEN
GUIANA
Nach einer handschriftlichen Charte von dem Capt. Simon Mentelle und nach der Charte von Buache,
gezeichnet von I.B. Poirson.
Weimar,
Im Verlage des Geographischen Instituts.
1804.
ATLANTISCHER OCEAN
HOLLAENDISCHE COLONIE
FRANZOESISCHE COLONIE
Fort Nassau
Paramaribo
Arwacaer
Marronen Negern v. Surinam
Macusier
Atturayaer
Majanaer od. Manaer
Ibapidanoer od. Uapisaner
Paraguanaer od. Paravenaer
Tarumaer
Amicuaner
Govern. Para
Kirikiriscoter
Nouragner
Acoquaer
Palicours
Piriaer
Caripou
Nord Cap
Oyapock
Approuague F.
Caraiben
Caribes










LIBRARY OF CONGRESS
0 015 921 376 6